

Erstausgaben

Wochenblatt für das werktätige Volk ★ ★ ★ Roman-Beilage „Die Quelle“

Bezugsbedingungen:
Für Österreich monatlich S 1.30. Einzelnummer 30 Groschen
Es wird gebeten, das Abonnement im voraus zu bezahlen
Telephon: St. Pölten Nr. 76. * Postcheckkonto B-35.316

Umstetten-Waidhofen
13. August 1931.

Redaktion und Verwaltung: St. Pölten, Hefstr. 6
Unfrankierte Briefe können nicht angenommen werden
Anonyme Zuschriften können nicht berücksichtigt werden
Telephon: St. Pölten Nr. 76 * Postcheckkonto B-35.316

Wer ist Schuld daran?

Die Sozialpolitik? Nein, Die Privatwirtschaft!

Eine furchtbare Wirtschaftskrise lastet über Deutschland und Oesterreich. Das Heer der Arbeitslosen wächst unaufhaltsam, die Zahl der stillgelegten Betriebe nimmt immer mehr zu und maßlose Not herrscht unter großen Teilen der Arbeiter und Angestellten. Staatsmänner und Wirtschaftsführer zerbrechen sich den Kopf, wie sie den aus dem Gleichgewicht geratenen öffentlichen Haushalt und die Erwerbswirtschaft wieder auf die Beine bringen können.

Bisher hat dieses Kopfzerbrechen noch keinen greifbaren positiven Erfolg gezeitigt. Alle Maßnahmen, die erörtert wurden und besonders die, die getroffen wurden, blieben in Halbheiten stecken; zu einer ganzen Tat konnten sich die herrschenden Mächte in Staat und Wirtschaft noch nicht aufschwingen, so daß ein Ausweg aus der trostlosen Situation kaum noch sichtbar ist.

Dafür aber haben die Unternehmer Anreden bei der Hand:

verfolgt man die bürgerlichen Stimmen der letzten Zeit in Presse und Versammlungen, so kann man sehen, daß diese sich weniger damit befassen, Wege in der Zukunft zu weisen, als vielmehr darauf beschränkt sind, Anklagen für die Vergangenheit zu erheben. Nach bewährtem Rezept „Haltet den Dieb!“ sprechen und schreiben die politischen und wirtschaftlichen „Führer“ des Bürgertums nicht von ihren eigenen Sünden, die zum Niedergang unserer Wirtschaft führten sondern glauben in dieser Situation noch das Recht zu haben, Anklagen zu erheben! Wer ist also wenn man da zuhört und liest, schuld an der jetzigen Wirtschaftskrise? Man höre und staune: Die — Sozialpolitik und die Sozialversicherung!

Es hat noch nie eine Zeit gegeben, in der die Privatunternehmer gerne Steuern zahlen und öffentlichrechtliche Fürsorgeverpflichtungen auf sich nahmen.

Denn alles das vermindert ja nur den Profit der Unternehmer und „der Wirtschaft“ geht es nach der Meinung des Kapitalisten nur dann gut, wenn er selbst möglichst große Gewinne in seine Taschen stecken lassen kann. Alles andere ist dem Kapitalisten ja ganz gleichgültig. Und so konnten wir es in den letzten Jahren erleben, daß vom Standpunkt des Profites und der Dividende wußt drauflos rationalisiert wurde, bloß um die Produktionskosten und insbesondere den Lohnanteil darin zu senken, bis wir dahin kamen, wo wir heute stehen: Zu einer schweren Wirtschaftskrise, die geradezu als die

Folge der planlosen Ueber-rationalisierung kommen mußte.

Das Gesicht der kapitalistischen Welt von heute sieht daher so aus, daß zwar „rational“ und viel erzeugt werden kann, daß aber

den breiten Massen die Kaufkraft fehlt,

um die Industrieprodukte konsumieren zu können. Je mehr die Zahl der Arbeitslosen steigt, je geringer das Lohneinkommen der Arbeiter und Angestellten wird, umso mehr muß die Kaufkraft der Bevölkerung weiter sinken und umso mehr verschärft sich die Krise. Dieser wahnsinnige Zirkel, der im Mechanismus der regellosen kapitalistischen Produktion begründet ist, hat nun die ganze Wirtschaft aus ihrem so göttgewollten Gefüge gebracht. Weit entfernt aber

zugestehen, daß hier einfach der Kapitalismus und die regellose Privatwirtschaft verfaßt habe, suchen die Schuldigen einen Sündenbock, den sie als verantwortlich hinstellen können, und sie glauben, diesen Prügelknaben in der Sozialversicherung und der Sozialpolitik gefunden zu haben...

Wie schaut es denn in Amerika aus, dem Lande, wo von einer Sozialpolitik keine Rede ist? Auch dort herrscht die kapitalistische Rationalisierungskrise, ohne daß man sagen könnte, daß die hohen „Lasten“ der Wirtschaft schuld seien. Die Wahrheit ist einfach — und das zeigt gerade das Beispiel von Amerika — daß

nicht die Sozialpolitik, sondern die Unzulänglichkeit des kapitalistischen Systems und der kapitalistischen Führer an unserem Wirtschaftselend schuld ist.

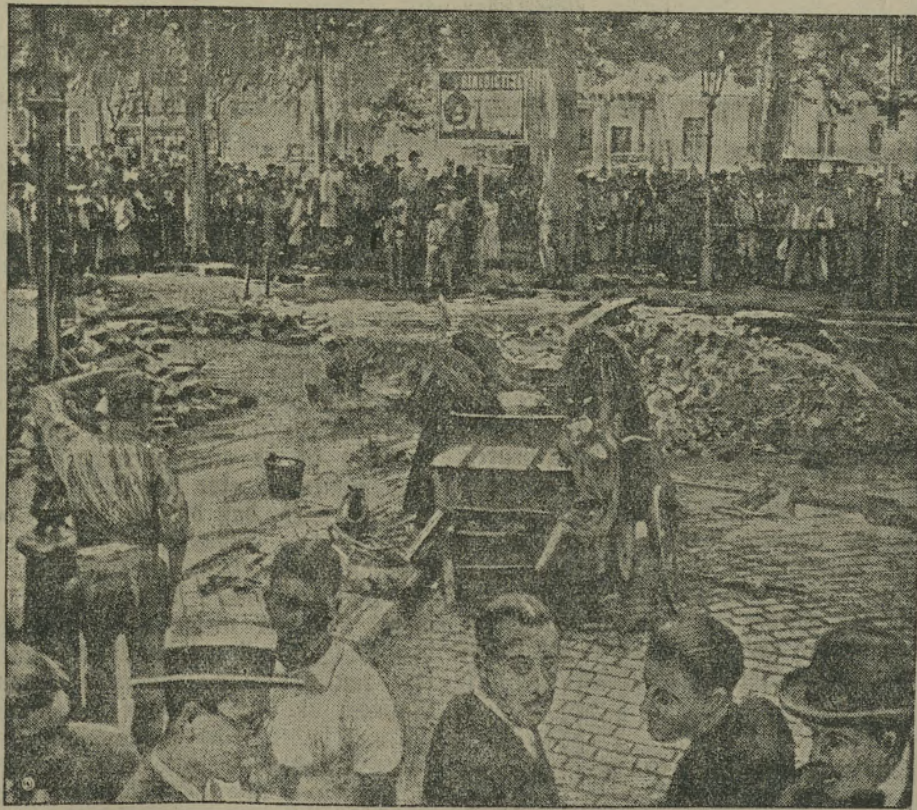
Aufgabe der Sozialversicherung ist es, die menschliche Arbeitskraft zu erhalten und zu schützen und mit der übrigen Sozialpolitik trägt sie dazu bei, die Kauf- und Konsumkraft der Bevölkerung zu erhalten. Jedes weitere Sinken der Kaufkraft — etwa infolge des Abbaues sozialpolitischer Schutzbestimmungen — würde unweigerlich zu einer weiteren Verschärfung der Krise führen. Heute schon stehen die Lager voll

und die Waren können nicht abgesetzt werden, weil sie niemand kaufen kann. Dieses Auseinanderklaffen von Produktion und Konsumtion (zwischen Erzeugungsmöglichkeit und Verbrauchsmöglichkeit) würde noch viel ärger werden, wenn man den wahnsinnigen Versuch machen wollte, die Wirtschaft durch „soziale Entlastung“, d. h. durch den Abbau sozialer Schutzbestimmungen „anzukurbeln“. Von dieser „Ankurbelung“ reden unsere Wirtschaftsführer besonders viel und besonders gerne, weil es die einzig mögliche Art ihres Denkens ist. Fehlleitungen des Kapitals, unrichtige Investitionen, Fehlrationalisierungen, die zu hohen Privateinkommen der Wirtschaftsführer, die plan- und sinnlose Regellosigkeit der heutigen Wirtschaft: Das sehen sie nicht und wollen sie nicht sehen!

Die kapitalistische Privatwirtschaft hat in grauenhafter Weise versagt. Arbeiter und Angestellte waren und sind schon bisher die am härtesten getroffenen Opfer dieses Versagens. Denn durch Arbeitslosigkeit und Lohndruck haben schon bisher vor allem die Arbeiter und Angestellten die Beche bezahlen müssen für eine Mahlzeit, die früher andere eingenommen haben. Sollte man sich dem wahnsinnigen Glauben verschreiben, daß nur durch Opfer auf Seiten der Arbeiter und Angestellten und ohne Aenderung des heutigen Wirtschaftssystems der Ausweg aus der Krise zu finden ist, so würde sich dieser Glaube furchtbar rächen. Denn ein Gut hat Deutschland und Oesterreich noch immer und das ist die Arbeitskraft ihrer Bevölkerung. Es ist das einzige Aktium in dieser Zeit der Passiven. Sollte jemand wagen diese Arbeitskraft zu schwächen durch Einschränkung der Anteile der Arbeitnehmer am Sozialprodukt, so würde er der Wirtschaft nur einen schlechten Dienst erweisen.

Neue Unruhen in Spanien.

Überall explodieren jetzt Bomben. In einigen durchlaufenden Personenwagen der Züge München—Belgrad sind am Sonntag, den 2. August, in Semlin und Belgrad (Jugoslawien) Bomben explodiert und haben viele Reisende schwer verletzt. Am gleichen Tag wurde vor einer faschistischen Versammlung in Grenoble (Italien) eine Bombe entdeckt. In



Barcelona (Spanien) ist es kürzlich zu schweren Unruhen gekommen. Unser Bild zeigt die Verwüstungen, die eine Bombe in einer der Hauptstraßen anrichtete. Durch den Bombenwurf sollte wahrscheinlich die telephonische Verbindung zwischen Barcelona und Madrid zerstört werden.

Alles geht an den Gemeinden aus!

Die Verschiebung der Volkszählung und ihre Auswirkung.

Die Regierung ließ dieser Tage verlautbaren, daß die Volkszählung, die für Oktober vorgesehen war, auf unbestimmte Zeit verschoben werde.

Diese Verfügung bedeutet nun für mehrere Städte und Gemeinden, welche seit der letzten Volkszählung einen starken Bevölkerungszuwachs verzeichnen, eine

neuerliche empfindliche Schädigung,

weil die Bemessung der Steuerertragsanteile zum Teile nach einem Schlüssel erfolgt, der die Einwohnerzahl der betreffenden Gemeinde zur Grundlage hat.

St. Pölten zählte z. B. bei der letzten Volkszählung im Jahre 1923 31.626 Einwohner, nach der Bevölkerungsfortschreibung des städtischen Einwohneramtes jedoch am 31. Dezember v. J. rund 37.200 Einwohner. Der Stadt hätten daher nach einer vorläufigen Errechnung des Finanzamtes (auf der Basis des Jahres 1929 gerechnet) rund

64.000 Schilling mehr vom Bunde überwiesen werden müssen,

als die Stadt an Ertragsanteilen wirklich erhält. Selbst bei Berücksichtigung des allgemeinen Rückganges der Steuersummen wird der Verlust immerhin 50.000 Schilling betragen, eine Summe, die gewiß sehr beträchtlich ist.

In der gleichen Lage wie St. Pölten sind übrigens nur noch einige Orte und es wird die gesamte Volksmenge, die diesen Großgemeinden mit besonders starkem Zuwachs hauptsächlich durch Zuzug zugewachsen ist, sicherlich nicht über 50.000 Köpfe sich belaufen. Es ergibt sich daraus, da die betreffende Abwanderung sich doch auf sehr zahlreiche Orte zumeist ländlichen Charakters verteilt, in deren Steuerertragsanteilen die nach der Bevölkerungszahl zu verteilenden Steuern ohnehin eine geringe Rolle spielen,

sodaß niemand aus dem großen Verluste, den z. B. St. Pölten erleidet, einen nur annähernd vergleichbaren Vorteil hat.

Es muß daher mit Recht verlangt werden, daß den Orten mit erheblichem Bevölkerungszuwachs die bei der nächsten Volkszählung festzustellende Volksvermehrung

mit annäherungsweise zutreffenden Beträgen vorzuschußweise bei der Bemessung der Steuerertragsanteile angerechnet werde.

Die Volksvermehrung läßt sich für diesen Zweck ja schließlich nicht nur aus einer Volkszählung ermitteln, sondern es bietet hiefür eine Grundlage erstens einmal die von den Meldeämtern der betreffenden Orte vorgenommene Bevölkerungsfortschreibung auf Grund der An- und Abmeldungen und zudem kann der Prozentsatz der Bevölkerungsvermehrung auch ermittelt werden an Hand der Wahlstatistiken, nämlich der Vermehrung der Zahl der Wahlberechtigten in den Jahren seit der letzten Volkszählung.

Die in Betracht kommenden Gemeinden sind Industriegemeinden, deren Betriebe und Investitionen Arbeiterfamilien aus den umliegenden Orten, solange die Wirtschaftslage günstig war, angezogen haben. Nun bildet ein großer Teil des Bevölkerungszuwachses in der gegenwärtigen Zeit der Massenarbeitslosigkeit eine Belastung dieser Gemeinden, die an sich durch die Wirtschaftskrise schon auf das schwerste betroffen sind. Es können daher diese Gemeinden, deren Haushalt durch die Zinsfußerhöhung vollends aus dem Gleichgewichte gebracht wird, die Gemeinden, die seit Jahren schon an Ertragsanteilen nicht das erhalten, was ihnen auf Grund ihrer Entwicklung zustünde (auch jetzt noch nicht nach der sogenannten Abgabenteilungsreform) nicht noch weiterhin geschädigt werden durch einen Entzug an Einnahmen, auf die sie jedoch längst Anspruch haben!

Unsere Hoffnung ist der Sozialismus.

In der ganzen Welt herrscht eine furchtbare, wirtschaftliche Not. Am härtesten sind davon die arbeitenden Menschen in Stadt und Dorf betroffen. In dieser Zeit der größten Not hat der Kongreß der sozialistischen Internationale stattgefunden. Die Menschen in aller Welt haben mit größter Spannung auf die Beschlüsse dieses Kongresses gewartet. Auch in der bürgerlichen Welt, auch in bürgerlichen Zeitungen sind die Beratungen des Kongresses mit großem Ernst gemeldet worden.

Der Kongreß hat sich vor allem mit der

Not in Deutschland

beschäftigt. Wenn in Deutschland die wirtschaftliche Katastrophe kommt, kommt sie in ganz Europa. Wenn in Deutschland, infolge der Not, die Demo-

kratie besiegt wird, dann ist sie in ganz Mitteleuropa bedroht. Der Kongreß hat große Kredite für Deutschland verlangt und hat die sozialistischen Parteien der großen, reichen Mächte verpflichtet, ihren ganzen Einfluß auf ihre Regierungen geltend zu machen, damit Deutschland diesen Kredit ohne politische Bedingungen und Demütigungen erhält. Der Kongreß hat auch die deutsche Arbeitererschaft aufgefordert, den deutschen Hakenkreuzler-Faschismus mit allen Mitteln, wenn es notwendig ist, auch mit Gewalt zu schlagen. Der Kongreß hat alle sozialistischen Parteien verpflichtet, wenn sie zur Macht kommen, das Unrecht, das Deutschland im Friedensvertrage zugefügt worden ist, gut zu machen.

Den Arbeitern in aller Welt hat der Kongreß

zugerufen: Wir wollen den Boden der Demokratie erhalten. Aber wenn uns die andern diesen Boden nehmen, dann werden wir auch mit andern als demokratischen Mitteln zu kämpfen wissen.

Der Kongreß der Sozialistischen Internationale hat Beschlüsse gefaßt, wonach

alle sozialistischen Parteien für die Abrüstung mit aller Kraft kämpfen werden.

Eine ernste Sorge des Kongresses war die furchtbare Arbeitslosigkeit in aller Welt. Der Kongreß hat die Vierzig-Stunden-Woche gefordert, der Kongreß hat verlangt, daß der Staat die Banken und die Monopol-Industrien unter seine Kontrolle bringe. Durch den Staatskapitalismus wollen wir zum Sozialismus kommen.

Wenn man in dieser furchtbaren Notzeit in einer bürgerlichen Zeitung, auch in einer ernst zu nehmenden Zeitung — von dem blöden hakenkreuzlerischen Gewäsch wollen wir gar nicht reden — einen Artikel über die Krise liest, dann ist es meistens nur hilfloses Gestammel. Und es kann nichts anderes sein. Denn

eine dauernde Besserung kann nur kommen, wenn das ganze schwächliche System gestürzt ist.

Und dafür kann ein bürgerliches Blatt nicht eintreten. In dieser lähmenden Notzeit wissen wir Sozialisten: Diese Krise ist ein Beweis dafür, daß das ganze kapitalistische System brüchig geworden ist, daß es mit innerer Gesetzmäßigkeit zum Staatskapitalismus und schließlich zum Sozialismus führen muß. Der Sozialismus ist in diesen grauen Tagen der Not unsere Zuversicht, unsere Stärke, unsere Hoffnung.

Wie erginge es den Arbeitern, wie sähe die Welt aus, wenn es nicht starke, sozialdemokratische Parteien gäbe, wenn nicht schon der Sozialismus so viel Boden gewonnen hätte?

Wenn im großen, mächtigen England nicht eine sozialistische Arbeiterregierung am Ruder wäre, dann würde man viel weniger von der Abrüstung in der Welt hören, dann wäre viel Arbeit für den Frieden nicht getan worden. Gerade wir in Oesterreich verdanken der englischen Arbeiterregierung sehr viel. Hat sie doch in der Zeit des Heimwehrummels durch ihre ersten Mahnungen viel dazu beigetragen, die erhitzten Gemüter unserer bürgerlichen Politiker ein bißchen abzukühlen. Eine konservative Regierung hätte sich um die Gefahren, die Oesterreich damals bedroht haben, blutwenig gekümmert, vielleicht sogar eher die Faschisten gestärkt. Und als vor mehreren Wochen Oesterreich in größter finanzieller Not war und Frankreich entwürdigende Bedingungen für die Hilfe stellte, die Oesterreichs Unabhängigkeit auslösch hätten, da hat die englische Arbeiterregierung auf dem raschesten Wege der österreichischen Republik, und damit auch der österreichischen Arbeitererschaft, finanzielle Hilfe gewährt und dadurch eine finanzielle Katastrophe in Oesterreich verhindert. Diese englische Arbeiterregierung sucht ständig zwischen Frankreich und Deutschland zu vermitteln. Die englischen, sozialistischen Minister haben Deutschland schon unendlich wertvolle Hilfe geleistet.

Eine englische, konservative Regierung könnte niemals in derselben, freundschaftlichen Weise Deutsch-

Feuilleton der Woche.

Land der Klöster, Nonnen und Mönche.

Historische Reminiszzenzen zum Klostersturm in Spanien.

Die spanische Revolution wird in ihrer inneren Bedeutung erst dann klar, wenn man sich die Zusammenhänge mit den religiösen Verhältnissen dieses Landes vergegenwärtigt. Daß die neue Regierung Alcalá Zamoras verhältnismäßig ohnmächtig jenen Clementen gegenübersteht, die den großen Kirchensturm, die Verbrennungen der Klöster und der Klosterschätze und den Druck auf Mönche und Nonnen ins Werk gesetzt haben, wird verständlich, wenn man den ungeheuren und ungeheuerlichen Einfluß überlegt, den die Kleriker seit je in Spanien auf die Massen ausgeübt haben, nicht zum Wohl des Landes, sondern mitschuldig an der ganz großen Verelendung eines einst blühenden Reiches und einer einst hochstehenden Kultur. So kam es auch immer wieder in Spanien zu Erhebungen gegen den Klerus und die im Laufe der Jahrhunderte übermächtige katholische Herrschaft.

Erste Widerstände.

Peter Waldus war einer der ersten, der sich gegen die verkümmerte und verdunkelte Auslegung des Evangeliums, gegen die maßlos anwachsende hierarchische Staatseinkriegung und gegen den mönchischen Katholizismus erhoben hat. Sein Schicksal ist freilich für alle diese Bestrebungen kennzeichnend: von der einst blühenden Waldenser Bewegung, die im Grunde maßgebend für die Lehren des Engländers Wiclif, für die Predigten des Florentinermonches Savonarola und

auch schließlich für Luther war, ist nichts übrig geblieben, als eine kleine Anzahl winziger und verschreckter Gemeinschaften, die unter dem spanischen Druck in versteckte Täler des italienischen Appennin gesüchtet sind.

Land der Mönche und Nonnen.

Ein Spiegelbild aller mühevollen Versuche, die Fesseln des Klerus abzustreifen! Seitdem am Ausgang des 15. Jahrhunderts die Inquisition ein grausames Hammerwerk gegen jegliche Art von Keterei geworden war, seitdem die Habsburger die Zügel der Regierung in die Hände genommen hatten, war und blieb der Katholizismus in Spanien Trumpf; Adel und Geistlichkeit bildeten und blieben seine Säulen. So ist es eine unrichtige Geschichtsauffassung, oder zumindest eine oberflächliche, wenn davon gesprochen wird, daß die am Anfang des 17. Jahrhunderts erfolgte Austreibung der Mauren-Nachkommen oder die Austreibung der Juden der alleinige Grund für die grenzenlose Verarmung Spaniens gewesen wäre. Es war vielmehr die unerhörte Aufsaugung des Volksvermögens durch die unzähligen Klöster, ihre tausende und zehntausende von Mönchen und Nonnen, die das Land an den finanziellen Abgrund gebracht haben. Alle aufklärenden Zwischenspiele, alle fortschrittlichen Gesetze, alle demokratischen Ueberlegungen und alle mit Märtyrerblut erreichten kleinen Erfolge blieben immer nur Episoden.

Episoden waren die Gesetze Karls III. in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, die Monate der Revolutionszeit am Ende des 18. Jahrhunderts, eine Episode war die Konstitution von 1812, der Thronverzicht Don Carlos von 1845, das Ministerium der Cortes von 1845, das Regierungsdekret vom

12. Oktober 1870 (mit dem wieder einmal der Jesuitenorden und viele Klöster aufgehoben wurden), die Republik des Zorilla von 1873 (die schon nach zwei Jahren dem neuen Königtum Alfons XII. weichen mußte), die Demonstrationen der Menge gegen den Klerus von 1901, unter dem Schutz des 78jährigen Sagasta.

Spanisches Alphabetentum.

Die Reaktion verstand es immer wieder, die Erregenschaften der verschiedenen Oppositionen und Zwischenregierungen zu zerstören. Sie bedient sich dazu heute noch genau so wie zu den Zeiten der berühmten „Glaubensarmee“ der einfachen und maßlos ungebildeten (bis heute noch zu einem großen Teil des Schreibens und Lesens unkundigen) Bauern, die sich in den Jahrhunderten der absoluten klerikalen Bevormundung und Herrschaft längst aus dem Christentum einen abergläubischen Materialismus zurechtgezimmert haben. Dazu kam, als besondere Hilfe für die klerikalen Absichten der päpstlichen Emisäre, die besondere spanische Eigenart eines unerhörten geistigen Beharrungsvermögens der Ruhe.

Es konnte nicht anders sein, als daß die neueste Zeit und ihre Entwicklungen, die eben doch auch bis in die entferntesten Bergdörfer der Pyrenäen gedrungen waren, wieder einmal eine revolutionäre Reaktion gegen den immer wieder stark gewordenen Klerus zur Folge hatten. Die spanischen Gemeindevahlen in den Tagen vor dem letzten großen Umsturz haben dafür deutlich genug Zeugnis abgelegt. Man hatte erwartet, daß Alcalá Zamorra die neuen Forderungen des modernen Antiklerikalismus sofort und mit aller Intensität und Strenge durchzuführen werde. Daß Zamorra, der selbst überzeugter Katholik ist, diese Reformen nicht durchzuführen gewagt

Der Kampf um die „Brühe“.

Der große schweizerische Schriftsteller, Meister der deutschen Prosa, Gottfried Keller, gibt in seiner Erzählung „Pankraz der Schmoller“, eine köstliche Schilderung des Kampfes der Tischgenossen um ihren Anteil am Mittagessen. „Die Mutter kochte jeden Tag einen dicken Kartoffelbrei, über welchen sie eine fette Milch oder eine Brühe aus schöner brauner Butter goß. Diesen Kartoffelbrei aßen alle zusammen aus der Schüssel mit ihrem Blechlöffel, indem jeder für sich eine Vertiefung in das fette Kartoffelgebirge hineingrub.“ Dann schildert der Dichter, auf welche Weise das eine Kind verfuhrte, sobald seine Quellen versiegt waren, „durch allerhand künstliche Stollen und Abzugsgräben die wohlschmeckenden Bächlein auf seine Seite zu leiten, und wie sehr sich auch der Bruder dem widersetzte und ebenso künstliche Dämme aufbaute und überall verstopfte, wo sich ein verdächtiges Loch zeigen wollte, so wußte das Kind doch immer wieder eine geheime Ader des Breies zu öffnen oder langte kurzweg in offenem Friedensbruch mit seinem Löffel in des Bruders gefüllte Grube.“ Das Idyll wird bei Gottfried Keller abgerundet durch die Schilderung der segensreichen Tätigkeit der gütigen Mutter, die „die Schüssel zur Seite neigte und ihre eigene Brühe voll in das Labyrinth der Kanäle und Dämme ihrer Kinder strömen ließ.“

Das Familienidyll in Gottfried Kellers Erzählung versinnbildlicht uns eine weniger idyllische Tatsache, die des Klassenkampfes um den Produktions-ertrag.

Harte Kämpfe werden um den Anteil an der Brühe ausgefochten.

Die Hausgenossen sind die Klassen, die, im kapitalistischen Produktionsprozeß aufeinander angewiesen, einen erbitterten Kampf um die Verteilung des Produktions-ertrages führen. Die Mutter, das ist der Staat, gebärdet sich in Wirklichkeit allerdings nicht so wie die Mutter bei Gottfried Keller, die ihren eigenen Anteil in die Kanäle und Dämme ihrer Kinder fließen läßt. Vielmehr ist Mutter Staat gezwungen, um sich selbst zu erhalten, noch Teile der Brühe ihrer Kinder an sich zu leiten. Es ist eben die Frage, welche unter ihren Kindern die zu ihrer Ernährung nötigen Mengen hergeben sollen, welche Kinder sie mehr und welche sie weniger zu diesem Zwecke besteuert. Mutter Staat kann aber Dank ihrer großen Macht auch darauf Einfluß

nehmen, auf welche Weise sich die Kinder in die Brühe teilen, und da ergibt sich, daß sie keineswegs für die gerechte Verteilung des Vorrats besorgt ist. Vielmehr ist er, der kapitalistische Staat, eine

Stiefmutter für jene Klasse, deren Hände Arbeit den Lebensunterhalt schafft.

Während diese mit dem Kartoffelbrei abgesspeist wird, ist der Staat bemüht, die „fette Milch“ oder die „Brühe von schöner Butter“ seinen Lieblingskindern, die er als die eigenen Kinder betrachtet, zuzuschänzen.

Gegen diese Ungerechtigkeit der Verteilung richtet sich der Klassenkampf der Arbeiterklasse, für die Aufrechterhaltung, ja Verschärfung der ungeredeten Verteilung der Klassenkampf der Unternehmer.

Solange nun die Menge des Kartoffelbreies, mit der fetten Milch und der braunen Butter darauf, ansteigt, können trotz der ungeredeten Verteilung sämtliche Hausgenossen ihren Hunger stillen. Heute ist die Lage anders. In der großen Wirtschaftskrise schrumpfte die Produktion zusammen. Es steht viel weniger Kartoffelbrei mit Milch und Butter zur Verfügung, wenn auch alles, was zur Produktion nötig ist, Rohstoffe, Brennmaterial, Arbeitskraft, in Hülle und Fülle vorhanden sind, und es liegt nur an den schweren Fehlern der wirtschaftlichen Organisation, daß diese Elemente der Produktion nicht zusammengebracht werden können, daß das Feuer am Herd erloschen ist. Je geringer die Menge, die aufgeteilt werden kann, um so erbitterter ist der Kampf um den Anteil, um so größer die Gefahr, daß, während die einen ihren früheren Lebensstandard aufrechterhalten, ja noch verbessern, andere Not und Hunger leiden.

Sedoch geht die Sache noch weiter. Es kommt nämlich nicht nur darauf an, daß die vorhandenen Teile des Produktionsertrages in gerechter Weise verteilt werden. Im Wirtschaftsprozeß muß das Sozialprodukt stets erneuert, die verbrauchten Güter reproduziert werden. Die Reproduktion soll auf einer erweiterten Stufenleiter erfolgen, wenn die Bedürfnisse der Bevölkerung entsprechend der Zunahme der Bevölkerungszahl und der erweiterten Lebensansprüche befriedigt werden sollen. Vollends ist das für die gegenwärtige Zeit von größter Bedeutung, da heute, in der Krise, wie erwähnt wurde, der Produktions-ertrag stark zusammenschrumpfte und die Ausdeh-

nung der Produktion eine unabwiesbare Notwendigkeit ist, damit die unverwendbaren Rohstoffe und die müßigen Arbeitskräfte wieder Verwendung finden, der Lebensstandard wieder ansteigen soll. Die Erreichung dieses Zieles hängt aber in entscheidender Weise davon ab, auf welche Weise der Produktions-ertrag der Volkswirtschaft unter den um ihren Anteil kämpfenden Hausgenossen aufgeteilt wird.

Wie stellt sich da die Lage heute dar?

Je mehr die Krise fortschreitet, um so mehr werden durch allerhand „künstliche Stollen und Abzugsgräben“ die wohlschmeckenden Bächlein auf die Seite der bevorzugten Klasse geleitet.

In dieser Zeit ist die von der gewaltigen Arbeitslosigkeit heimgesuchte Arbeiterklasse nicht stark genug, die Verteilung ihrer Subsistenzmittel in die Gruben der anderen Klassen zu verhindern, zumal ihre politische Macht durch die unheilvolle Entwicklung der politischen Kräfteverhältnisse, die Erstarkung des Faschismus, der größten Stütze der Unternehmer, außerordentlich geschwächt wurde. Auch der Staat leitet seine Kräfte diesen Klassen. Durch Abbau der Sozialpolitik wird ein Teil des Sozialproduktes, der bisher der Arbeiterklasse gehörte, und auf den sie in der Krise mehr als je angewiesen ist, der Unternehmerrasse zugeleitet. Einen anderen Teil erhalten sie durch die gewaltige Steigerung der Zölle, die in letzter Zeit vornehmlich der Landwirtschaft zugestanden wurden. Waren diese Zölle anfänglich nicht zu vermeiden, wenn der Weltagrarkrise zusammengefallene Anteil der Landwirtschaft an dem Sozialprodukt gehoben werden sollte, so brachten sie durch ihre andauernde Steigerung, damit daß

die Großgrundbesitzer — und nur diese — auf Kosten der Arbeiterklasse aufgefüttert werden, während die Not der Arbeiter weiter ansteigt.

Der Monopolkapitalismus zieht seinerseits durch „künstliche Stollen und Abzugsgräben“ große Teile des Volkseinkommens an sich. Auch das verdankt er der Mutter Staat, die durch Zölle die Aufrichtung von Monopolen ermöglichte und jetzt keinen Mut und keine Lust zeigt, die Mißbräuche des verwöhnten Kindes zu beseitigen.

Was ist aber die Folge dieser für die Arbeiterklasse so ungünstigen und für die anderen zunächst noch vorteilhaften Verteilung des Sozialproduktes, wenn man diese vom Gesichtspunkt der erforderlichen Reproduktion auf erweiterter Stufenleiter prüft? Die steigende Ungerechtigkeit der Verteilung wäre noch erträglicher, wenn sie Gewähr,

Für den Kleingärtner und Kleinhäuer.

Arbeitskalender für den August.

Auch der August gehört zu den Monaten, in denen die Arbeit zum Vergnügen wird, denn es heißt ja nun, die vielen Früchte von Baum und Strauch, vom Gartenbeet zu ernten und selbstgezeugte Vorräte für den Winter anzulegen. Daneben darf die sorgfältige Pflege des Gartens keine Unterbrechung erleiden; ganz besonders muß derjenige, welcher auf eine vorbildliche Rasenfläche Wert legt, immer mit dem gleichen Eifer die Arbeiten ausführen. Zum Schnitt des Rasens wählt man während der heißen Zeit möglichst eine regnerische, jedenfalls eine trübe und feuchte Witterung, damit der Rasen, geschnitten und seiner schützenden Decke durch die Salme beraubt, nicht ausbleicht und leere und kahle Flecken entstehen. Nach jeder Mahd sind die Rasenflächen mit einem stumpfen Besen abzukehren oder mit einem engzahnigen Rechen abzuharken und danach zu walzen. Im

Ziergarten

sehen nun die meisten der sommerblühenden Sträucher und der Blütenstauden, die ein- und zweijährigen Gewächse, in voller Entwicklung und erfreuen uns durch ihren reichen Blütenfior. Auch die ersten Herbstblüher beginnen bereits ihre Pracht zu entfalten, wie z. B. Staudenaster, Edel- dahlien, Gladiolen, Tritoma, Helonium u. a. m. Die reifen Blütenstängel der bereits abgeblühten Stauden werden von Zeit zu Zeit abgenommen, nachgetrocknet, gereinigt und in Säcken aufbewahrt. Dabei vergesse man belästige nicht, die Samenstängel sofort zu beschneiden, einmal vergessen, ist es zu spät. Viele Samen ähneln einander derart, daß man sie im nächsten Frühjahr nicht mehr auseinanderhalten kann und sie dadurch unter Umständen nicht zu verwenden sind. Jetzt ist auch die Zeit gekommen, in der man die Frühlingsblüher in den Staudenbeeten, wie Primula, Bellis, Viola cornuta, Doronicum, Federneken, Enzian u. a. durch Teilung vermehren sollte. Man nimmt die Pflanze vorsichtig heraus, teilt sie in guten, nahrhaften Gartenboden um, läßt man solche Pflanzen mehrere

Jahre ungeteilt stehen, so lassen sie nicht nur in der Blühwilligkeit nach, sondern gehen nach und nach ein. Auch Zwiebelgewächse, wie Lilien, Narzissen, Crocus, Skilla usw. sind alle zwei bis drei Jahre nach dem Einziehen auf andere Stellen umzupflanzen. Die von größeren Zwiebeln abgelassenen Brutzwiebeln steckt man einzeln, je auf einjährige Zentimeter Entfernung und nach Sorten geordnet, auf ein gut gelockertes Gartenbeet, bis sie blühbar geworden sind.

Wie wir im Berggarten für unsere Arbeit durch die mannigfache Farbigeit der Blütengewächse vollauf belehrt werden, liefert uns auch der

Gemüsegarten

in reichlicher Auswahl seine Schätze für die Küche. Neben den vielen Gemüsesorten reifen die Tomaten, Gurken, Zwiebeln und die ersten Blumenkohlrosen. Wassermelonen werden zum Verspeisen nur vollreif abgenommen; man erkennt ihre vollständige Reife an dem aromatischen Geruch und an der falken Färbung der Früchte, die sich von den Stielen nun leicht abnehmen lassen. Um ganz sicher zu gehen, muß man sie zwischen den Händen stark drücken und nahe ans Ohr halten; hört man ein ziemlich starkes Knistern, so sind die Früchte erntereif. Auf die völlige Reife ist gerade bei den Melonen besonders zu achten, da sie unreif abgenommen ohne jeden Geschmack und obendrein noch hart sind. Die halbausgewachsenen, noch grünen Früchte der Trauben- und anderen kleinen Gurken werden abgenommen und als Essig-, Salz- und Gewürzgurken eingelegt; für Sengurken verwendet man nur reife Früchte. Daneben denkt man an die Samengewinnung, zeichnet die schönsten Gurken aus und läßt sie überreif werden. Abgenommen bleiben sie zur Nachreife noch einige Tage an einer trockenen und luftigen Stelle liegen. Während guter und trockener Witterung nimmt man die frühen und mittel- frühen Kartoffeln heraus, läßt sie tagsüber auf dem Felde liegen, gut abtrocknen und verwahrt sie in luftigen Kellern, anfänglich einzeln auseinandergelagert, da sie sich in der heißen Sommerzeit leicht erhitzen und dann in Fäulnis übergehen. Gewürz- und Arzneikräuter müssen in diesem Monat das letzte Mal geschnitten werden, damit sie sich noch während des Herbstes wieder erholen und buschig und kräftig werden. Das abgeschnittene Kraut wird im

Schatten getrocknet und dann in wohlverschlossenen Kisten aufbewahrt. Die Tomaten köpft man jetzt, um weiteres Blühen zu verhindern und das Reifen der Früchte zu fördern. Um Karotten, bzw. Möhren schon rechtzeitig im Frühjahr zu erhalten, macht man spätestens Anfang dieses Monats eine Ausfaat, dünt die jungen Pflanzen frühzeitig aus und überdeckt bei Eintritt ersten Frostes das Beet mit einer hohen Lage Laub, Streu oder Dorfmuil. Das um diese Zeit in den Gemüsegärten häufig ausgeführte Abblättern von großen Pflanzen des Blumen- und Kopfkohls, Kohlrabis, Sellerie usw. ist für das Wachstum und die Ausbildung dieser Gewächse von den nachteiligsten Folgen begleitet und deshalb unbedingt zu unterlassen. Bei Busch-, Stangen-, Garten- und Puffbohnen, Zuckererbsen und dergleichen werden die nun ausreifenden Hülsen von Zeit zu Zeit abgebrochen und geerntet. Stangenbohnen, welche trotz der Reife der meisten und schönsten Hülsen noch fortwährend blühen und junge Früchte ansetzen, zieht man etwas aus dem Boden, um dadurch das Wachstum zu fördern und die Nachreife der Hülsen zu fördern. Im

Obstgarten

düngt man Mitte des Monats auch die Obstbäume im Umkreis der Krone mit gut vergorener und reichlich mit Wasser verdünnter Mistjauche; diese Düngung wirkt auf die Ausbildung der Früchte ungemein günstig. Die im vergangenen Herbst und Frühjahr ausgepflanzten jungen hochstämmigen Obstbäume sind sorgsam zu beobachten; alle Wurzelanschläge und die Wildtriebe, welche am Stamm unterhalb der Krone erscheinen, auch unerwünschte Wasserhofsche sind zeitig zu entfernen; die Erde unter den Bäumen ist locker und unkrautfrei zu halten. Die Neuanlage von Erdbeerbeeten kann bis Mitte September fortgesetzt werden. Nach dem Aberten der Himbeeren schneidet man die Fruchttriebe, welche getragen haben, am Wurzelstock der Pflanzen ab und heftet nach Bedarf die während des Sommers erstandenen Triebe an das Spalier, bzw. den Pfahl an. In gleicher Weise wird mit den Brombeeren verfahren. Auch im Obstgarten ist die Arbeit ein Vergnügen, denn die Haupt-ernte der Beerenfrüchte, Spätkirschen und der ersten Pflaumen, Sommeräpfel und -birnen ist gekommen.

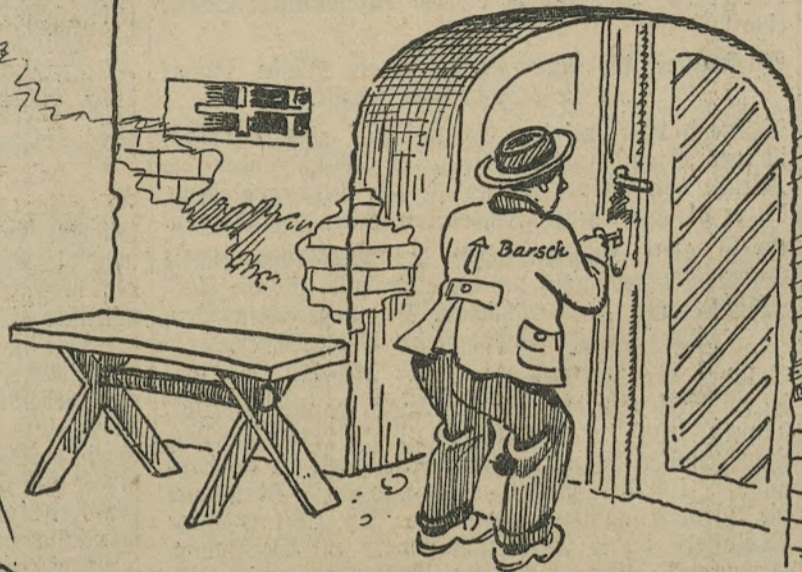
ABGEHAUST!

Wann die no a Weil' so furtg'wirtschaft' häll'n, wär bald's ganze Land draufgangen.

Gott sei Dank, jetzt wird wenigstens nimmer a ungarischer Wein für an niederösterreichisch'n verkauft

Sperr' ma auf und sperr' ma zua, Wos liegt denn dr'an, Wann das Land die Schulden nimmer zahlen kann.

N.Ö. LANDESMÜSTERKELLER



Dr. Barsch: „Jetzt soll i reinen Wein' einschenken? Dös is a Sort'n die i net führ', do sperr' i lieber zua!“

Entnommen aus: „Der Morgen“, Wien.

Ja nur eine Wahrscheinlichkeit dafür böte, daß als Folge dieser Verteilung die Produktion wieder ansteigt, damit die Menge jener Güter, die in der nächsten Wirtschaftsperiode verteilt werden kann, wächst, die unbeschäftigten Arbeitshände wieder Beschäftigung finden. So wie die Dinge liegen, gibt es aber nicht die geringste Gewähr dafür, im Gegenteil besteht die Gefahr, daß

Diese ungeredete Verteilung des Sozialproduktes den Wiederanstieg der Produktion aufs schärfste gefährdet.

Um bei dem vom Schweizer Dichter entliehenen Bild zu verweilen, bleibt der Bruder, von dem die Milch und die Butter mit künstlichen Mitteln abgezogen wird, das ist die Arbeiterklasse, unterernährt, und zwar umso mehr, je länger die Krise andauert. Die monopolistischen Industrien haben vor Beginn der Krise durch Ablenkung der „Milch und Butter“ bewirkt, daß sie trotz Verminderung des Breies, der Butter und der Milch auf Kosten anderer Gruppen Fett ansetzen können.

Die Bedingungen des Anstieges der Produktion werden jedoch durch diese Ueberleitungen und Verschiebungen von Einkommenströmen aufs ungünstigste beeinflusst. Wenn Teile des Wirtschaftskörpers zu fett geworden und andere abgemagert sind, so muß das letzte Endes beiden Teilen Schaden, sei auch zunächst der eine Teil der lachende und der andere der weinende. Die, welche Fettpolster ansetzen und nichts davon abgeben wollen, müssen eines Tages gewahr werden, daß ihre Kräfte ebenso nachlassen wie die Kräfte der Abgemagerten. Da sie keine Gelegenheit zur Betätigung ihrer Kräfte haben, müssen diese allmählich verfallen. Die Grundlagen ihrer Kraft, die gewaltigen Anlagen müssen verrotten, die an Umfang und Leistungsfähigkeit gewaltig erweiterten Produktionsmittel werden zum alten Eisen. Dieses Schicksal droht dem aufgeblähten Monopolkapital, ein gewaltiger Entwertungsprozeß, bei dem es letzten Endes große Verluste erleiden muß. Auch der Landwirtschaft wird die durch enorme Zölle zugeleitete Brüche auf die Dauer wohl nicht bekommen. Angesichts der Weltagrarkrise kommt es darauf an, daß sie alle ihre Kräfte für die unvermeidliche Umstellung ihrer Produktion sammelt. Auf der anderen Seite kann die Hungerkur, die der Arbeiterschaft auferlegt wurde, die Aussichten des Wiederaufstieges, sehr ungünstig beeinflussen, da ihr Kräfteverfall dem Konjunkturaufstieg, statt diesem neue Antriebe zu geben, durch die verminderte Leistungsfähigkeit dieses größten Teiles der Bevölkerung im Wege steht. So wäre eine radikale Umkehr in der Wirtschaftspolitik erforderlich.

Wenn die Krise überwunden werden, die Produktion wieder ansteigen soll. Kapitalistisches Profitstreben

verhindert jedoch den Sieg der volkswirtschaftlichen Vernunft.

Privatwirtschaftliche Gewinnsucht und volkswirtschaftliche Notwendigkeit klaffen auseinander.

Die kapitalistischen Schichten, die den Kartoffelbrei, die Milch und die Butter von den anderen in die eigene Grube ableiten, verschütten die Gruben der Volkswirtschaft, untergraben ihren Wiederaufstieg!

Nur der Sozialismus verbürgt eine gerechte Aufteilung der Brüche.

Aus aller Welt.

Aus großer Zeit.

Elf unschuldig Gehängte.

Auf eine Interpellation wegen elf unschuldig zum Tode Verurteilte antwortete der Landesverteidigungsminister den Interpellanten schriftlich folgendes: „Ich beehre mich zu erwidern, daß auf Grund des vom Kriegsministerium angeordneten außerordentlichen Wiederaufnahmeverfahrens sämtliche mit rechtskräftigem Urteil des Feldgerichtes des 55. Infanterie-Divisionskommandos als Standgericht vom 18. Oktober 1914 wegen Verbrechens wider der Kriegsmacht des Staates zum Tode Verurteilten, und zwar: Peter Kowal, Michael Kowal, Anton Kowal, Fedor Budz, Stephan Hryb, Nikola Dzus, Peter Dzus, Adam Struk, Swan Matyszyn, Theodor Fedynszyn und Jak Tysznowicki mit dem Urteil des Obersten Militärgerichtshofes vom 17. April 1918 von der Anklage wegen des vorgenannten Verbrechens freigesprochen worden sind. Tief erschüttert neige ich mich vor den im Grabe liegenden unglücklichen Opfern...“

Der Kaiser.

Schönbrunn. Am Tage der Kriegserklärung. Franz Josef (zum Generaladjutanten): „Na, Paar, was gibl's denn Neues?“ Paar (verlegen, brummig): „Kriag is!“ Franz Josef (höchlich erstaunt): „Woos? ... Kriag is? ... Ja, geben denn die verdammten Matefizpreißen no immer ka Ruah?“ Paar: „Na, na, Majestät. Diesmal san's dö Ruffen!“ Franz Josef: „Ah, da schau her ... die Ruffen! ... Na, der Radeksky wird's ihnen schon zagen!“

Bundesbrüder.

Berlin. Vor der Auslage einer Kunsthandlung. Piefke und Basseke betrachten das ausgestellte „Schulter-an-Schulter“-Bild der beiden verbündeten Kaiser. Hinter ihnen steht ein Schuhmann. Piefke: „Riek mal an — der olle Quatscher!“ Schuhmann: „Im Namen det Jesehes wahafta ich Ihnen. Kommen Se mal mit!“ Piefke: „Ja, warum denn nur?“ Schuhmann: „Se haben Se. Majestät, unjeren Kaiser und Könich, beteidigt!“

Piefke: „I wat denn? Hab' ich doch jar nich auf Wilhelm jejaacht, hab' ich doch auf Franz Josef jejaacht!“ Schuhmann: „Sooo? Quatscht der noch?“

Kriegsantelhe.

Ein schwarz-gelbes Plakat, mit dem Doppeladler geschmückt, fordert zur Zeichnung der 2-ten Kriegsantelhe auf. Darunter steht handschriftlich:

„Der Adler ist ein stolzes Tier — Er frist Geld und scheißt Papier!“

Unter diese Aufschrift wurde ein Zettel angeklebt: „Wer den Täter namhaft macht, erhält eine Belohnung von 500 Kronen. Die k. k. Polizeidirektion.“

Einen Tag später stand unter dem Zettel: „Fünfhundert Kronen? Wie heißt? — Von dem was er frist oder was er scheißt?“

Der Kommandeur.

Ich war während des Krieges einmal irgendwo bei irgend einem Stabe Adjutant. Ein neuer Kommandeur, Major Graf Sowieso, kam, und nach der bisher geübten Gewohnheit trug ich vor: „Das ist die Urlaubssache des Leutnants M., hier handelt es sich um die Bestrafung des Landwehmannes Meier, hier ist die Anfrage des Regiments. usw.“ Das ging zehn Minuten gut, dann sah mich mein gräßlicher Major an und bedeutete mir: „Herr Leutnant, ich wünsche nicht zu wissen, was ich zu unterschreiben habe, sondern wo ich zu unterschreiben habe.“

Das Oberkommando.

„Eine Stimmungsmache für theoretische, unklare, weltbürgerliche Friedensgedanken kann von hier aus nicht zugelassen werden, namentlich solange die Erörterung praktischer, vaterländischer Kriegsziele verboten ist. Denn die Forderung weltbürgerlicher Friedensbestrebungen in jeglicher Zeit würde mit Recht in weiten Kreisen des Volkes Widerspruch hervorrufen und könnte schließlich den festen, unbeirrten Willen zum Durchhalten beeinträchtigen.“ (Verordnung des Oberkommandos in den Marken vom 24. Februar 1914.)

Vaterlandslose Gefellen.

Vaterlandslose Gefellen werden gewöhnlich die Proletarier genannt, besonders wenn sie Sozialisten sind. Dagegen sind die kapitalistischen Kreise immer die „staatserkhaltenden Kräfte“. Allerdings hat alles seine Grenzen.

Die neue deutsche Notverordnung sieht von einer stärkeren Erfassung der freien Einkommen (besonders jener über 1.000.000 Mark jährlich) ab, da sonst die Gefahr einer Kapitalflucht bestünde.

Womit auch schon die Grenze der Vaterlandsliebe der „staatserkhaltenden Kräfte“ genügend eindeutig fixiert ist.

Frauen-Beilage

Ist unsere Jugend verderbt?

Von Therese Schleginger.

Wenn wir die Literatur fast aller Länder seit Jahrhunderten verfolgen, so können wir beobachten, daß immer die ältere Generation über die Sittenverderbnis der jüngeren klagt. Da man aber doch keineswegs behaupten kann, daß in den verschiedenen Kulturländern sich die Sitten von Generation zu Generation wirklich verschlechtert hätten, so ist man gezwungen, anzunehmen, daß hier nichts anderes vorliegt, als ein sich immer wieder dokumentierender Mangel an Verständnis der Alten für die geänderten Lebensbedingungen und die sich daraus ergebenden veränderten Anschauungen der Jugend. Die Veränderungen in den Lebensbedingungen sind in den meisten Fällen durch eine Umwälzung der Produktionsweise verursacht. Solche Umwälzungen haben sich zu allen Zeiten vollzogen: in früheren Jahrhunderten gingen sie aber so langsam vor sich, daß sie den meisten Menschen gar nicht zum Bewußtsein kamen. Kleine Abweichungen in der Beschaffenheit und dem Gebrauch der Werkzeuge konnten natürlich nur ebenso kleine Abweichungen in der Lebensweise und den Anschauungen der Bevölkerung bewirken. Das letzte Jahrhundert aber hat uns einen bis dahin ungeahnten industriellen Aufschwung und damit eine vollständige Umwälzung in den Lebensbedingungen aller Klassen gebracht, so daß dadurch auch unsere Anschauungen immer rascher und rascher umgewälzt worden sind. Am rapidesten ist diese Bewegung in den Kriegsjahren vor sich gegangen. Kein Wunder darum, wenn heute die ältere Generation mit der Jugend, die während des Krieges heraufgewachsen ist, sich ganz besonders schwer verständigen kann, und wenn wir heute besonders laute Klagen hören müssen über die Sittenverderbnis, die unter den jungen Leuten Platz gegriffen habe. Die heftigsten Anklagen aber gelten den jungen Frauen und Mädchen, den Freiheiten, die sie fordern, der Kühnheit, mit der sie auftreten, und dem Mangel an häuslichen und mütterlichem Sinn und weiblicher Schamhaftigkeit, der an ihnen zutage trete.

Tatsächlich hat sich die wirtschaftliche Lage und haben sich infolgedessen die Gewohnheiten der Frauen in dem letzten Jahrzehnt noch mehr geändert als die der Männer. Der Krieg hat in grauamster Weise die wirtschaftliche Emanzipation der Frauen erzwungen und als Begleiterscheinung dieser letzteren stellte sich die geistige Selbständigkeit zahlreicher Frauen ein. Die meisten von ihnen mußten jetzt erwerben, ihr Einkommen selbst verwalten und ihre eigenen und ihrer Kinder Interessen sowohl den Unternehmern als auch den Behörden gegenüber selbst wahrnehmen, ja, sehr oft auch noch die Interessen des abwesenden Gatten zu schützen suchen. So haben sie unter Sorgen und Qualen sich doch als selbständige Menschen zu fühlen und sich der Vormundschaft durch das andre Geschlecht zu entwinden gelernt. Ja, der Krieg hat sogar die Rollen vertauscht: die Frau lernte über sich selbst verfügen, während der Mann unter den eisernen Zwang der Kriegsmaschine geriet, die jede seiner Regungen meisterte. Das Ende des Krieges hat wohl manche der schroffsten Veränderungen wieder teilweise rückgängig gemacht. Nach und nach gaben viele Frauen, die während der Kriegsjahre berufstätig waren, besonders Mütter mehrerer Kinder, die regelmäßige Erwerbsarbeit außer dem Hause wieder auf, blieben aber doch bemüht, sich durch Heim- und Gelegenheitsarbeit einen gewissen Grad wirtschaftlicher Unabhängigkeit zu bewahren. Die Frauen vieler Länder erhielten jetzt das Wahlrecht und die zivilrechtliche Gleichstellung mit den Männern, und wenn auch in bezug auf diese letztere die neuen Gesetze noch lange nicht durchwegs lebendige Wirklichkeit geworden sind, so haben sich doch unter ihrem Einfluß die Arbeitsbedingungen der weiblichen Angestellten und Arbeiter denen der Männer wesentlich genähert.

Die größere wirtschaftliche Selbständigkeit der meisten Frauen und insbesondere der jungen Mädchen, ihr durch diese Selbständigkeit und durch ihre rechtliche Gleichstellung mit den Männern gehobenes Selbstgefühl konnte nicht verfehlen, das Verhältnis der beiden Geschlechter zueinander wesentlich zu verändern. Der staatsbürgerlichen Gleichberechtigung mußte auch die Gleichberechtigung auf sexuellem Gebiete folgen.

Seit vielen Jahrzehnten hatte die Frauenbewegung die Gleichstellung der Geschlechter auf allen Gebieten leiden-

schaftlich angestrebt, aber auf keinem hat sie so geringe Erfolge aufzuweisen gehabt wie gerade auf dem des sexuellen Lebens. Das hat sich nun binnen kurzem sehr wesentlich geändert. Die Vorgängerinnen unserer heutigen weiblichen Jugend haben vergebens gefordert, daß die Männer den gleichen Bindungen wie die Frauen unterworfen seien, daß sie vor und in der Ehe die gleichen Keuschheitsregeln befolgen sollen, die sie selbst für die Frauen aufgestellt haben. Diese Forderung blieb stets unbeachtet und wurde nicht wenig verlacht; die weibliche Jugend von heute predigt nicht mehr den Männern Enthaltensamkeit, sondern nimmt für sich die gleiche sexuelle Freiheit in Anspruch, wie sie die Männer immer als ihr Recht angesehen haben, und die Alten, die für das Bedürfnis der jungen Männer, sich „auszuloben“, immer ein augenzwinkerndes Verständnis hatten, glauben nun das Ende aller menschlichen Gesittung herankommen zu sehen, weil nun ein Teil der jungen Frauen und Mädchen annähernd soviel sexuelle Freiheit für sich in Anspruch nimmt, als es fast alle Männer tun. Was aber die in den alten Vorstellungen Befangenen als schwersten sittlichen Verfall ansehen, ist doch im Grunde nichts anderes als eine Erschlüderung der alten, längst faul und verlogenen gewordenen Gesittung, die noch nicht zur Ruhe gekommen ist. Ohne Zweifel wird sich nach einiger Zeit wieder ein Zustand einstellen, der den neuen Verhältnissen entsprechen und darum den meisten Menschen als der von der Natur gegebene erscheinen wird. Die alte doppelte Moral, die den Männern jedes Laster zugute hält und die Frauen zu einer Tugend verurteilt, die gar keine ist, sondern nur als ein Zeichen ihrer Verkümmung betrachtet werden darf, wird sicherlich nicht wiederkehren. Gleiches Recht für beide Geschlechter, auch in bezug auf das sexuelle Leben, wird von der öffentlichen Meinung, die sich täglich mehr an die Gleichberechtigung von Frau und Mann gewöhnt, anerkannt werden; aber gleiches Recht an sich muß noch lange nicht einen kulturellen Fortschritt bedeuten. Wir müssen es im Gegenteil als kulturellen Rückschritt betrachten, wenn nun tatsächlich die sexuelle Anarchie, der die Männer verfallen sind, mit allen ihren abstoßlichen Folgen auch auf den größten Teil der Frauen übergreifen sollte. Erst dann wird die sexuelle Gleichberechtigung der Geschlechter als ein Gewinn bezeichnet werden dürfen, bis sie zur Grundlage für eine von Lüge und Heuchelei befreite, nicht mehr durch Sklavengesetze geknebelte, aber durch den geistigen Aufstieg beider Geschlechter besetzte und veredelte Erotik werden wird. Trotz allem, was heute über die Verrohung der Jugend gesagt wird, sehen wir doch, daß ein solcher Aufstieg vor sich geht. Wir brauchen nur das Zusammenarbeiten von Männern und Frauen in jeder Arbeiterorganisation zu beobachten, um zu erkennen, daß gerade mit Hilfe dieser Zusammenarbeit die Männer gelernt haben, die Frauen viel höher zu achten, als das je vorher der Fall war. Wir müssen nur das Leben in unseren Jugendorganisationen kennen, um zu wissen, daß die heranwachsende Arbeitergeneration gar nicht mehr die veralteten Begriffe von der Minderwertigkeit des weiblichen Geschlechtes kennt, darum dürfen wir überzeugt sein, daß unsere Jugend zu einer Gesittung heranwächst, die nicht etwa nur Erlösung der Frauen von dem Zwang alter und sinnloser Vorurteile, sondern auch die Erweckung der Männer zu erstem Verantwortungsgefühl auf geschlechtlichem Gebiete bedeutet.

So sicher als unsere Mädchen es lernen müssen, ihren berechtigten Freiheitsdrang mit jenem weiblichen Stolz zu verbinden, der jede geschlechtliche Verbindung verfehlt, von der nicht auch geistige und seelische Gemeinschaft und über flüchtiges Begehren weit hinausgehende Dauer zu erwarten ist, so muß auch unsere männliche Jugend lernen, daß sie durchaus kein Recht hat, von den Frauen mehr Treue und Reinheit zu erwarten, als sie selbst entschlossen ist, ihnen darzubringen.

Wenn solche Anschauungen über die Pflichten, die das Geschlechtsleben auferlegt, allgemein anerkannt sein werden, dann erst können wir zu einer Veredlung der sexuellen Beziehungen gelangen, wie sie früheren Generationen unbekannt war, wie sie aber einzig und allein der sozialistischen Weltanschauung entspricht.

Und hat es dann sein Fläschchen aus, — bekommt ihm sicherlich der Schmaus, — wenn es, wie das auch Große tun, — ein Stündchen ungestört kann ruh'n.

Du läßt dann während dieser Zeit — wohl an der Flasche Sauberkeit. — Besorge ja den Sauger richtig, — denn das ist ganz besonders wichtig.

Die Fliege, die so harmlos scheint, — Ist jedes Säuglings ärgster Feind; — wenn sie ihn auch nur kurz be- dacht: — Bazillen hat sie doch gebracht.

Und weint es mal ganz ohne Grund, — so wisse, daß es ihm gesund, — denn etwas muß nach altem Ruh'n — doch auch der kleinste Mensch schon tun.

Es ist auch nie, das merke dir, — dem kleinen Kind von Nagen, — wenn du mit deinem Taschentuch — Schmutznäschen ihm willst pugen.

Willst du wohl gar den ersten Zahn — beim Brüd- chen entdecken, — dann darfst du nie dein Fingerlein — dem Kind ins Mündchen stecken.

Hast Schnupfen oder Husten du, — laß' kleine Men- schen ganz in Ruh', — mag dann, dem Kind zum Segen, — ein and'rer trockenlegen.

Rüß' niemals Kinder auf den Mund, — es ist und bleibt stets ungesund. — Der Mund der Kinder, merk' es dir, — ist mancher Krankheit erste Tür.

Kinderhumor.

Der kleine Franz weiß, daß ihm eine Strafe bevor- steht, und hält sich, wenn Vater zu Hause ist, versteckt. End- lich findet ihn der Vater und sagt: „Komm her, ich muß dir was sagen.“ Der aber schlagfertig: „Ich muß nicht alles wissen, Papi.“

Die Mutter tritt ins Zimmer und findet Häschen am Schreibtische ihres Gatten mit der Feder auf einem Bogen Briefpapier herumkrücheln.

„Was machst du da, Häschen?“
„Ich schreib' Frischchen einen Brief!“
„Über Häschen, du kannst ja noch nicht schreiben!“
„Macht mir, Frischchen kann ja auch noch nicht lesen!“ antwortete er.

Anekdoten aus aller Zeit.

In einem kleinen Orte wurde ein Arzt von einem jungen Mädchen zu seinem plötzlich erkrankten Vater ge- rufen. In der Eile lief der Medicus in das Nebenhaus, in dessen Feuer eine Leiche aufgebahrt lag. Das Mädchen, das ihm gefolgt war, rief ihm zu: „Nicht doch, Herr Doktor, sehen Sie denn nicht, da sind Sie ja schon gewesen!“

Ein Irländer aß mit Wohlbehagen eine Apfelsaftete, in der sich auch einige Quitten befanden. „Ei“, sagte er, „wenn die paar Quitten schon einen so köstlichen Geschmack geben, wie würde dann erst eine Apfelsaftete von lauter Quitten schmecken.“

An einem kalten Winterabend betrat ein Franzose ein deutsches Wirtshaus, konnte jedoch kein Nachtquartier mehr erhalten. Auf seine eindringlichen Bitten sagte ihm die Wirtin schließlich, es bleibe nur ein Ausweg, daß er mit dem Sommerhaus vorliebnehme. Der Franzose, der mit dem Wort Sommerhaus den Begriff der Wärme ver- band, nahm diesen Vorschlag mit Freuden auf. Das Sommerhaus war jedoch äußerst leicht gebaut. Als der Franzose am andern Morgen mit erstarren Gliedern die Gaststube betrat, antwortete er auf die Frage, wie er ge- schlafen habe: „Recht gut; aber das sein brave, daß Sie mir hab' geben der Sommerhaus, weil, wenn es da schon macht so disblement kalt, ich wäre verfror in der Winterhaus.“

Allerlei.

Das Weibchen des Kaiman, der in Amerika vorkom- menden Krokodillart, legt nach der Paarung sechzig bis hun- dert ziemlich hartschalige Eier in selbstgegrabene Löcher im Boden, die mit Pflanzenabfällen ausgefüllt und nach der Eiablage zugedeckt werden. Durch die Wärme, die bei Verwesung der Pflanzenteile entsteht, gelangen die Sun- gen zur Entwicklung.

Die stärksten und schnellsten Temperaturveränderungen weist Bolivien auf, und zwar vor allem in Alto Crucero. Hier ist an einem Tage starker Frost, am nächsten aber schon brennende Wüstenhitze.

Der Name Amazone heißt „Brustlos“, und zwar geht die Sage, den Mädchen des Amazonasstammes sei die rechte Brust ausgebrannt worden, damit sie ihnen beim Spannen des Bogens nicht hinderlich sei.

Säuglingspflege.

Aus einer Säuglingsfibel.

Oh' du berührst ein kleines Kind, — sieh', ob die Hände sauber sind; — die Nägel halte kurz und rein, — vom „Giftrand“ sind sie zu befrei'n.

Nimmst du ein Kindlein auf den Arm, — sieh' zu, daß es auch immer warm, — daß trocken seine Höschen sind. — Wenn naß die Windeln, schreit das Kind.

Ziehst du ihm trock'ne Wäsche an — und strampelt's vor Vergnügen dann, — sieh' dich nur vor, damit es nicht — einmal verliert das Gleichgewicht.

Sorgfältig sollst du's waschen rein — und trockenen dann und pudern fein. — Die Windeln müßt recht glatt du legen, — Doch so, daß es sich kann bewegen.

Wenn's müde ist, leg's lieb und nett — ins reine, eig'ne Kinderbett. — Bleib' bei ihm, bis die Augenlein zu, — und stör' nie unnützlich seine Ruh'.

Sein Bettchen sei sein Zimmerlein, — laß' Licht und Luft und Sonn' herein, — streich' alle Fältchen schön her- aus, — dann ruh't's bequem im kleinen Haus.

Wenn's froh am Morgen aufgewacht, — wird's bald darauf ins Bad gebracht; — die Ohren, Nase, Neugelein, — die mache stets besonders rein.

Die Händchen, Haare, Haut, den Hals — beachte aber ebenfalls. — Das Mündchen lasse ganz in Ruh', — Wenn du hineinsehst, sündigst du.

Wenn's nach dem Bad zur rechten Zeit — sich auf sein volles Fläschchen freut, — so achte drauf: um keinen Preis — darfst du es geben ihm zu heiß!

Ob warm, ob kalt die Flasche ist, — Mußt du zwar stets studieren, — doch darfst du nie, mein liebes Kind, — Die Flasche selbst probieren.

Heimat

Roman
von Karl Bienenstein
(Copyright bei Grethlein & Co., Leipzig).

14

Einer der Gefangenen war sein erklärter Liebling. Es war dies Iwan Naschwin, ein ganz junger Mensch, von zartem, schwächlichem Körperbau und bleichem Gesicht, aus dem die dunklen Augen in fieberischer Schwermut hervorglänzten. Er war Musiker und sprach das Deutsche gut, wenn auch mit fremder, harter Betonung. Da er zur Bauernarbeit zu schwach war, hatte ihn Sonnhütter im Lager behalten, wo er ihn mit allerlei kleinen, leichten Verrichtungen beschäftigte. Der junge Mann merkte bald das Wohlwollen, das ihm Sonnhütter entgegenbrachte, und vergalt es mit einer so schwärmerischen Verehrung und Dankbarkeit, daß sich zwischen beiden ein fast freundschaftliches Verhältnis anbahnte, wobei der junge Russe mit seinem Takte und natürlicher Bescheidenheit stets den Abstand zu wahren wußte und sich nichts herausnahm.

Iwan Naschwin war erst kurz vor seiner Gefangennahme an die Front gekommen, um das harte Feldleben und der Klimawechsel hatten ihn, dem schwächlichen Menschen und Sohn der sonnigen Krim, so zugefetzt, daß er nun im Lager erkrankte.

Als Sonnhütter den Arzt, der den Kranken untersucht hatte, nach dem Befund fragte, zuckte jener die Achseln und sagte: „Mein Gott, was ist da zu sagen? Eine ausgesprochene Krankheit liegt da eigentlich nicht vor. Das Büschlein hätte eben nie und nimmer zum Felddienst verwendet werden sollen. Ein Zeichen, daß es mit den unerschöpflichen Menschenreserven drüben auch nicht so weit her ist, wie man immer ausposaunt hat. Der junge Mann ist mit seinen Kräften vollständig fertig, und auch seine Lunge scheint ein sehr zartes Gewächs zu sein.“

„Was könnte man unter den gegebenen Umständen für den jungen Menschen tun?“ fragte Sonnhütter weiter.

Neuerliches Achselzucken des Arztes. „Unter den gegebenen Umständen gar nichts. Die größtmögliche Schonung, der er unbedingt bedarf, ist ihm ja, soviel ich weiß, ohnehin zuteil geworden, und was sonst noch notwendig wäre, eine besondere Nahrung, Milch, Eier, das kann man ihm jetzt, wo schon die einheimische Bevölkerung an diesen Artikeln Not zu leiden beginnt, nicht verschaffen. Bleibt also nur die Hoffnung auf seine Jugend.“

Damit gab sich aber Hauptmann Sonnhütter nicht zufrieden. Die Augen des Kranken, die ihn immer so traurig und sehnsüchtig fragten: „Kannst du mir nicht helfen?“ verfolgten ihn auf Schritt und Tritt, und nach mancherlei Herumsfragen machte er sich endlich auf den Weg nach dem Breitwieserhofe. Wenn überhaupt wo noch ein bißchen Milch zu haben sei, hatte man ihm gesagt, sei es da, und die Frau Breitwieser sei eine überaus gutherzige Frau.

Der Zufall wollte es, daß der Hauptmann, gerade als er in den Flur trat, mit Dora zusammentraf. Er war überrascht, eine so feine Erscheinung hier zu finden, glaubte aber, es mit einer Sommerfrischlerin zu tun zu haben, schlug die Haken zusammen, grüßte höflich und fragte: „Sch bitte, wo kann ich die Frau Breitwieser sprechen?“

Dora öffnete die Tür zum Arbeitszimmer ihres Mannes, ließ mit einem höflichen „Bitte!“ Sonnhütter eintreten und folgte ihm nach.

„Womit kann ich dienen?“ fragte sie und wies ihm zugleich mit einer Handbewegung einen Sitz an, während sie sich im Sessel vor dem Schreibtisch ihres Mannes niederließ.

Sonnhütter war aufs höchste verwirrt. Er hatte sich Frau Breitwieser als eine behäbige Bäuerin mit rotem, gutmütigem Apfelgesicht vorgestellt, und nun saß er einer vollendeten Dame gegenüber, die ihn mit klugen Augen erwartend ansah und ein ganz leises Lächeln über seine Ueberraschung nicht unterdrücken konnte.

Er bemerkte es und ein feines Rot ging über sein Gesicht. Abermals schlug er die Haken zusammen, verneigte sich und brachte etwas gepreßt hervor: „Verzeihung gnädige Frau, daß — daß ich mich nicht gleich vorgestellt habe: Hauptmann Sonnhütter, Kommandant des Gefangenenslagers.“

Dora dankte mit einem Kopfnicken und fragte nochmals: „Womit kann ich dienen, Herr Hauptmann? Und bitte, doch Platz zu nehmen!“

Nun setzte er sich und brachte seine Bitte vor. Er erzählte, was er von Iwan Naschwin wußte, schilderte mit steigender Wärme das Wesen seines Schütlings und schloß dann: „Ich weiß ja, gnädige Frau, daß meine Bitte eine unbescheidene ist und daß sie mir wahrscheinlich sogar von vielen verübelt werden würde; trotzdem hoffe ich, daß Sie mich nicht

mißverstehen werden. Und ich bitte ja auch nur für so lange um ein bißchen Milch, bis wir den jungen Mann wieder außer Bett haben. Dann muß er eben wieder mit der gewöhnlichen Lagerkost auskommen.“

Die edle Menschlichkeit, die aus den Worten des Hauptmannes sprach, hatte in Dora Breitwiesers Augen einen warmen Glanz entfacht. Sie fühlte eine Seele, die der ihren vermandt war, und in einem tiefen Atemzug löste sich die Klammer der Einsamkeit, die diese umschlossen hielt.

„Ihre Bitte, Herr Hauptmann,“ sprach Dora, „macht Ihnen nur alle Ehre. Leider aber kann ich sie nicht so erfüllen, wie ich möchte. Es sind, wie Ihnen vielleicht bekannt sein dürfte, neue Vorschriften über die Ablieferung der Milch herausgekommen, und die sind so streng und verlangen so viel, daß uns nur für den eigenen Bedarf bleibt. Immerhin aber will ich Ihnen für den Tag ein halbes Liter zur Verfügung stellen. Wir werden es von unserem Bedarf nehmen.“

Sonnhütter verneigte sich: „Sie sind zu gut, gnädige Frau; aber ich weiß doch nicht recht, ob ich unter solchen Umständen von Ihrer Güte Gebrauch machen soll und darf.“

„Sie dürfen es, Herr Hauptmann. Oder können Sie mir nicht die Freude, mich an einem guten Werke beteiligen zu können?“

„Wenn Sie mich von dieser Seite anpacken, dann muß ich wohl jedes Bedenken zurückstellen.“

„Also abgemacht, Herr Hauptmann!“ Sie reichte ihm die Hand hin.

Sonnhütter nahm sie und zog sie an die Lippen. „Ich danke Ihnen von ganzem Herzen, gnädige Frau.“ Er sagte nicht mehr; aber in diesen paar schlichten Alltagsworten lag sein ganzes, innigsten Dankes volles Herz.

Dora Breitwieser sagte Sonnhütter noch, wann die Milch geholt werden konnte. Das führte ganz von selbst zu einer Plauderei über Wirtschaftfragen und Zeitläufte, und als der Hauptmann nach einer Viertelstunde den Breitwieserhof verließ, geschah es mit dem Bewußtsein, daß die Zeit der Wunder noch nicht vorbei sei: er hatte auf diesem Bauernhofe eine Frau von so feiner Seelenkultur gefunden, wie ihm bisher keine in den Weg getreten war, und er wußte, daß er bald wieder einen Vorwand finden würde, um ein Plauderstündchen auf dem Breitwieserhofe genießen zu können.

Gar zu gerne hätte er auch Näheres über Dora und ihren Mann erfahren; aber sein Taktgefühl hielt ihn ab, der Wohltäterin seines Schütlings und ihren Verhältnissen nachzuspüren. Auch fürchtete er, die Leute aufmerksam zu machen und Dora am Ende Unseindungen auszufechen.

Nicht so zartfühlend war jedoch sein Bursche, der täglich nach Mittag die Milch holen mußte und, von der seltsamen Bäuerin überrascht, seine Neugierde nicht bezähmen konnte. Und als er durch geschicktes Umfragen erfahren hatte, was er wissen wollte, teilte er es auch seinem Herrn mit.

„Das ist gar keine Bäuerin,“ berichtete er, „das ist eine studierte Frau und die Tochter von dem früheren Doktor in Brunnkirchen. Und ihr Mann hat auch studiert.“

Hauptmann Sonnhütter verwies zwar dem neugierigen Burschen seine Nachfragerei, war aber doch heimlich froh, nun zu wissen, mit wem er es in Dora Breitwieser zu tun hatte.

Eines Tages stieg er wieder zum Breitwieserhofe empor. Die Gesundung Iwan Naschwins hatte gute Fortschritte gemacht und er nahm die Mitteilung davon zum Anlaß, um mit der Frau, die einen so tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte, wieder ein Weilchen plaudern zu können.

Doras erste Frage war: „Wie geht es Ihrem Schütlings, Herr Hauptmann?“

„Ich freue mich, Ihnen mitteilen zu können, daß er wohl bald in der Lage sein wird, Ihnen persönlich für Ihre Güte danken zu können.“

„Sie haben ihm gesagt, daß die Milch von unserem Hofe stammt?“

„Ich hielt es für meine Pflicht, gnädige Frau, denn ich kann nicht einen Dank einheimfen, der mir nicht gebührt. Und der junge Mensch ist so unbeschreiblich glücklich darüber, in Feindesland so gute Menschen gefunden zu haben. Hätte ich ihm dieses Glück dadurch nehmen sollen, daß ich ihm die Lüge aufstülpte, die Milch sei vom Acker beigelegt worden? Das können Sie gnädige Frau, ja selbst nicht wollen.“

„Nein, das will ich wirklich nicht“, gab Dora Breitwieser zu und setzte leiser, als spräche sie mehr für sich selbst als für den Besucher, hinzu: „Es ist ja ohnehin so wenig Glück auf der Welt.“

Hauptmann Sonnhütter erklärte sich diesen Ausspruch mit der Sorge Doras um ihren Gatten und der allgemeinen gedrückten Stimmung, die von der Erkenntnis hervorgerufen wurde, daß auch die großen Siege in Polen noch lange nicht das heißersehnte Ende des furchtbaren Krieges zu bringen imstande waren. Daß Dora in den paar Worten unwillkürlich ein Fenster zu ihrem Innern geöffnet hatte, ahnte er nicht, und so begnügte er sich mit der banalen Zustimmung: „Ja, es ist eine furchtbare Zeit!“

Nach einer kleinen Pause fragte Dora Breitwieser: „Wüßten Sie vielleicht etwas, Herr Hauptmann, was man etwa noch für den jungen Russen tun könnte?“

Ein Weilchen nur dachte Sonnhütter nach, dann erwiderte er: „Augenblicklich nichts.“

„Aber später?“

„Später? — — Nun ja, ich wüßte wohl etwas, aber das wird sich wohl nicht machen lassen.“

„Wer weiß? Darf ich wissen, woran Sie denken?“

„Gewiß, gnädige Frau; aber ich fürchte, daß Sie mich dann für einen recht unbescheidenen Menschen halten müssen.“

Dora Breitwieser schüttelte lächelnd den feinen Kopf.

„Schon wieder das alte Bedenken, Herr Hauptmann? Muß ich es Ihnen noch mal sagen, daß es mich freuen würde, Ihnen in Ihrer Sorge um Ihren Schütlings ein wenig beistehen zu können. Bitte, sprechen Sie doch!“

Da rückte Sonnhütter mit seinem Plan heraus: „Wie mir der Doktor sagt, dürfte Naschwin in etwa acht bis zehn Tagen das Bett wieder verlassen können. In diesem Augenblicke fallen jedoch wieder alle Begünstigungen weg, die wir ihm in bezug auf Nahrung haben zuwenden können, und er muß wieder mit der allgemeinen Lagerkost vorliebnehmen. Eine Ausnahme können wir mit ihm schon mit Rücksicht auf seine Kameraden nicht machen, noch viel weniger aber mit Rücksicht auf unsere eigene Mannschaft, die selbst sehr karg gehalten ist. Ob aber unter solchen Umständen der zarte Mensch eine längere Gefangenschaft überstehen kann, ist eine Frage, für die auch unser Arzt nur ein bedenkliches Achselzucken hat. Er meint, eine ausgiebige Kost wäre für den jungen Menschen, der aus guter Familie stammt und gewiß nie Mangel gelitten hat, eine unbedingte Notwendigkeit. Wir können ihm, wie gesagt, diese nicht geben, und ihn wie die meisten zu den Bauern auf Arbeit geben, können wir auch nicht, weil er dazu zu schwach ist. Und so — —“

Da Sonnhütter nun etwas zögerte, setzte Dora Breitwieser selbst den von ihm angefangenen Satz fort: „Haben Sie mich fragen wollen, ob ich nicht vielleicht auf dem Hofe Verwendung für ihn hätte. Ist's nicht so?“

„Ja, gnädige Frau“, gab der Hauptmann ehrlich zu und war froh, daß ihm seine Bitte aus dem Mund genommen worden war.

„Wozu haben Sie den jungen Mann früher im Lager verwendet?“ fragte Dora.

„Nun, zu allerlei kleinen Arbeiten; ein bißchen Kleinholz zum Unterzünden in der Küche machen, Auskehren, Fensterputzen, kurz allerlei solche Dinge, die keinen Kraftaufwand und keine besondere Schulung verlangen.“

„Gut, das kann er bei uns auch machen, und wir ersparen damit Zeit für wichtigere Arbeiten. Also abgemacht, Herr Hauptmann, ich nehme den jungen Mann.“

Sie reichte Sonnhütter die Hand. Der wollte diese zu einem Dankeskuss an den Mund ziehen, aber Dora entzog sie ihm rasch und jagte ruhig: „Lassen Sie das, Herr Hauptmann, ich bin nur eine ganz einfache Frau und an solche Galanterien nicht gewöhnt.“

Sonnhütter vermeinte, in diesen Worten einen leisen Spott zu hören, und erwiderte: „Es ist nicht Galanterie, gnädige Frau, es ist der ehrliche Ausdruck ehrlicher Dankbarkeit. Galanterie ist ein Ding, auf das ich mich nicht recht verstehe; dazu habe ich in meinem Leben viel weniger Zeit gehabt. Zuwenig Zeit und zuwenig Gelegenheit. Wenn man vor einer Klasse voll junger Leute steht, in denen jeder Herr vor Laten- und Wissensdrang fiebert, dann braucht man alles andere mehr als Galanterie. Dafür haben die Jungen verflucht wenig Verständnis.“

„Sind Sie gerne Lehrer?“ fragte Dora ablenkend.

(Fortsetzung folgt.)

Leset die lustige Streifchrift gegen alle „Der Böß von Berlin“

land helfen und unterstützen wie die Arbeiterregie- rung.

In Frankreich sind die nationalistischen Kräfte noch sehr stark. Aber auch in Frankreich kämpfen die Sozialisten wirksam gegen die Militaristen und Kriegsbeher an und bei den nächsten Wahlen erhoffen sich die französischen Sozialisten einen bedeutenden Sieg. Das würde für den Frieden in der Welt, würde vor allem für Deutschland ungeheuer viel bedeuten. Freilich: Wenn in Deutschland die Nationalisten, die Hakenkreuzler, die Stahlhelmlente ans Ruder kommen, dann ist der Friede Europas bedroht, dann hat Deutschland auf kein Entgegenkommen mehr zu rechnen. Schon jetzt ist das Treiben der Hakenkreuzler ein Grund, warum man Deutschland in der Welt noch immer mit Mißtrauen begegnet. An der heutigen, wirtschaftlichen Not in Deutschland ist nicht zuletzt diese unsinnige Hakenkreuzerei Schuld, der ein Teil des deutschen Volkes verfallen ist.

Die deutschen Hakenkreuzler sehen ihr Vorbild, das sie nachahmen wollen, in Mussolini, im italienischen Faschismus. Dieser Faschismus hat bekanntlich Italien in ein großes Gefängnis verwandelt, in dem ein ganzes, herrliches Volk stillschweigend

dulden und leiden muß und in ein solches Gefängnis möchten sie auch Deutschland verwandeln. Den italienischen Faschisten zuliebe haben die deutschen Hakenkreuzler mehr als einmal ihre deutschen Brüder in Südtirol verraten. Sie sind voll des Lobes für die italienischen Faschisten. Und dennoch hat diese italienische Faschistenregierung am heftigsten gegen die deutsch-österreichische Zollunion protestiert. Und ein Vertreter dieser Regierung hat vor dem Gerichtshof in Haag sogar mit dem Krieg gedroht. Auch der italienische Faschismus ist eine ständige Bedrohung des Friedens. Wenn in Italien eine demokratische Regierung am Ruder wäre, in der die Sozialisten einen vorwiegenden Einfluß hätten, — um wieviel mehr wäre da der Friede in Europa gesichert als heute, um wieviel besser wäre das für Deutschland und Oesterreich.

Der Sozialismus kämpft für den Frieden, der Sozialismus kämpft gegen alles Unrecht in der Welt, der Sozialismus weist Wege zur Linderung der wirtschaftlichen Not und der Sozialismus will eine Zukunft herbeiführen, in der es keinen Krieg, keine Not, keine Arbeitslosigkeit gibt. Wie arm, wie trostlos, wie unsagbar grau wäre unser Leben ohne die Hoffnung auf den Sozialismus!

nenboden herabsteigen wollte. Kaum hatte er den Gendarmereibeamten erblickt, trat er wieder den Rückzug an und

brachte seinen Revolver in Anschlag.

Als aber der Gendarm sein Gewehr anlegte, trat er zurück und zog die Bodenleiter nach.

Sowohl die Sicherheitsorgane als auch die eigene Gattin versuchten, den Mann durch Zureden zur Vernunft zu bringen. Als alle Bemühungen vergeblich blieben, wurde von allen Seiten der Versuch unternommen, auf den Boden der Scheune zu gelangen.

Aus Karabinern und Dienstpistolen wurden Schreckschüsse abgegeben,

um eine Flucht des Rigl aus seinem Versteck und dem angedrohten Angriff auf die Gendarmen zuvorzukommen.

Sich selbst gerichtet!

Unter der Deckung dieses Feuers stieg Revierinspektor Flor auf einer Leiter auf den Dachboden. Als er die Höhe erreichte, hörte man einen Schuß von seiten Rigns. Inspektor Flor bemerkte, daß Rigl sich aus einem Strohhäusen herausbegebe. Er gab gegen ihn einen Schuß ab, worauf sich der Mann nicht mehr bewegte.

Als die Beamten näher kamen, entdeckten sie, daß der

von Rigl abgegebene Revolverschuß ihn selbst getroffen hat.

Er hatte sich den Revolver an die Schläfe angelehnt und sich getötet. Der vom Inspektor Flor abgegebene Karabinerschuß hatte die Brust des schon von eigener Hand zu Tode Getroffenen durchbohrt.

Weintrauben vernichten Menschenleben.

In Neustift bei Sigenberg im Tullner Bezirke wurde am 7. August der 52jährige Zimmermanngehilfe Johann Weber durch Schüsse getötet. Die Leiche wurde am nächsten Morgen aufgefunden. Die Nachforschungen ergaben, daß Weber vom Wirtschaftsbefitzer Johann Rigl aus Neustift erschossen worden ist. Rigl hat den Weber beim Abnehmen von Weintrauben ertappt und kurzerhand erschossen.

Als nun Gendarmereibeamte sich dem Bauernhofe näherten um den Täter festzunehmen, hatte sich Rigl auf dem Dachboden seines Schuppens in einem Getreidehaufen verbarrikadiert. Mit einem Revolver bedrohte er die Gendarmereibeamten. Diese gingen in Deckung mit Karabinern gegen den Rasenden vor. In diesem Augenblick schoß sich Rigl selbst durch die Schläfe.

Revolverschüsse im Weingarten.

Weber, der verheiratet und Vater mehrerer Kinder ist, sah am 7. Juni bis 10 Uhr abends, in der Bahnhofrestauration Sigenberg-Reidling und hatte, als er wegging, dem Wächterchen des Restaurateurs versprochen, er werde ihm Weintrauben bringen. Auf dem Heimweg kam er bei dem Weingarten des Landwirts Johann Rigl vorbei. Er überstieg den Zaun und schnitt mehrere Trauben ab. Nun hielt gerade in dieser Nacht Rigl selbst im Garten Wache, weil ihm in der Nacht vorher Ringlotten gestohlen worden waren. Zweifellos hat Rigl geglaubt, den gesuchten Obstdieb vor sich zu haben, und ging auf ihn los.

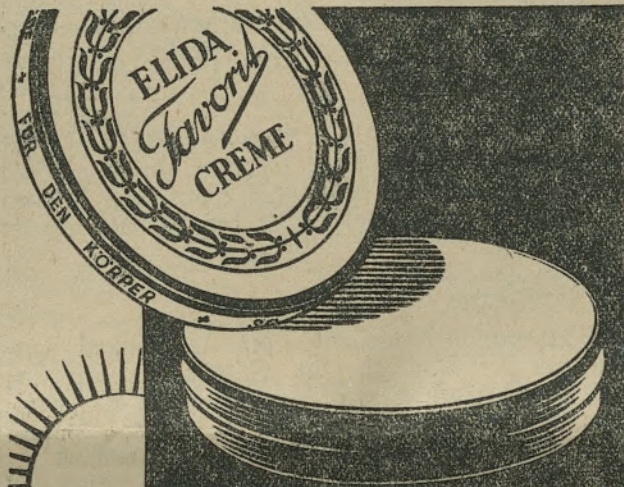
Zwischen den beiden Männern muß sich, nach den Spuren zu schließen, ein erbitterter Kampf entsponnen haben, und schließlich hat Rigl

hat, scheint ein besonders deutlicher Beweis dafür zu sein, wie zwiespältig auch die Aufgeklärten in Spanien innerlich bestellt sind. So mußte es kommen, daß sich neuerlich das Volk gegen diejenigen wendete, die es verantwortlich macht für die beispiellose Armut in geistigen und körperlichen Dingen in diesem Staat. Wie groß ferner die Erbitterung gegen diese klerikalen Verschuldungen einer Jahrhunderte langen katholischen Herrschaft wieder geworden ist, zeigt auch das Verhalten der Polizeitruppen, als in einer der großen Geschäftsstraßen Madrids die Jesuitenkirche und einige nahe gelegene Klöster in Brand gesteckt wurden.

1200 Klöster.

Zahlen sprechen hier besonders deutlich und vermitteln so klar, wie es Worte nicht vermögen, den unerhörten Einfluß jener Macht, die jetzt bekämpft wird. Auf rund 250 Spanier kommt ein Kleriker: ein Verhältnis, wie es in Europa im 20. Jahrhundert krasser kaum irgendwo vorhanden sein dürfte. (Daß die österreichische Verhältniszahl des römischen Katholizismus nicht um sehr vieles moderner wirkt, ist eine genug traurige Erkenntnis!) Nicht weniger als rund 1200 Klöster stehen inmitten eines Landes, das eine Bevölkerung von etwa 12 Millionen Einwohnern hat. Eine genaue Zahl der Priester, Mönche und Nonnen läßt sich bezeichnenderweise im heutigen Spanien nicht aufstellen, doch deuten die letzten Zählungen darauf hin, daß man es hier mit etwa 60.000 Personen zu tun hat, die niedrige oder höhere Weihen empfangen haben. Die Zahl ist, wie wir oben aus den geschichtlichen Notizen klargebracht haben, freilich kleiner geworden: sie betrug im Jahre 1787 noch fast 190.000 geweihte Personen, darunter 62.000 Mönche!

aus nächster Nähe zwei Schüsse auf Weber abgegeben, und beide Kugeln trafen. Eine durchbohrte die Lunge und führte den sofortigen



Die neue Hautcreme für alle, die Sonne lieben!

Erholung beim Sport in der Sonne — doppelt erquickend, wenn man seine Haut gepflegt und geschützt weiß durch Elida Favorit-Creme! Diese neue, moderne Creme für den Sport verhütet den schmerzhaften Sonnenbrand und fördert zugleich die gesunde Sonnenbräune... die vollkommene Hautcreme für die Dame und den Herrn.

ELIDA Favorit-CREME GIBT DAS GUTE SPORTLICHE AUSSEHEN

Tod Webers

herbei.

Um halb 6 Uhr früh wurde die Leiche Webers aufgefunden. Der Verdacht richtete sich sogleich gegen Rigl und wurde noch dadurch verstärkt, daß Rigl in der Wohnung nicht zu treffen war.

Drohungen gegen die Gendarmen.

Die Gendarmerie stellte sofort eingehende Nachforschungen nach dem Verbleib Rigns an. Auch die Gattin Rigns wurde einvernommen. Sie sagte zuerst, daß ihr Mann gestern überhaupt nicht heimgekommen sei. Erst in der Mittagsstunde gab sie zu, daß ihr Mann ungefähr um 11 Uhr nachts nach Hause gekommen und ihr die entsetzliche Geschichte in höchster Aufregung erzählt habe. Seit dem frühesten Morgen halte er sich auf dem Heuboden in der Scheune verborgen. Sie warnte gleichzeitig die Gendarmerie und Kriminalbeamten vor ihrem Mann.

Er habe wiederholt geäußert, daß er oft Anstände mit Gendarmen habe. Er werde sich beim nächsten Anstand umbringen, dabei aber

vier Gendarmen mitnehmen.

Feuergesicht.

Als nun ein Gendarm vor die Tür der Wirtschaft trat sah er den Rigl, der eben ahnungslos vom Scheu-

Recht und Gericht.

Dös is mei Kind!

Vors. Oberlandesgerichtsrat Dr. Schneider: „Hören Sie das tut man doch nicht, wenn man ein Kind schlägt, doch höchstens mit der Hand und nicht mit einem „Heinl“. Das kann man doch nicht bemessen, mit welcher Kraft man hinhaut. Ein Heinl ist doch ein großes Instrument. Und gar wegen eines zerbrochenen Spiegels. Sie werden in Ihrer Jugend auch einmal etwas zer schlagen haben.“

Der Angeklagte ist nicht wegen Kindermißhandlung, sondern wegen leichter Körperverletzung angeklagt. Es hat ein Arbeitskollege ihm empört zugerufen:

„Schamst dich net, wannst kane Kinder net magst, so mach Dir keine!“

„Dös is mei Kind, und i laß mi net beschimpfen!“ so meint der Vater des mißhandelten Kindes und so stellte er sich auch dem Kollegen entgegen, der nicht zusehen kann, wie ein großer starker Mann seine Vaterrechte so überschreitet und sein Kind mit einem Heinl gar mißhandelt. Er wendet sich gegen den Menschen, der seinem eigenen Fleisch und Blut hilft, stürzt sich auf ihn und verlegt diesen.

Angekl.: „Wannst mi verurteilen, beruf i.“

Vors.: Drohen Sie mir nicht, sagen Sie mir lieber, was sie wollen.“

Der Angeklagte will, daß Zeugen vorgeladen werden, so wird die Verhandlung zur Einvernahme dieser Zeugen verlag.

Der Kampf um die Decke.

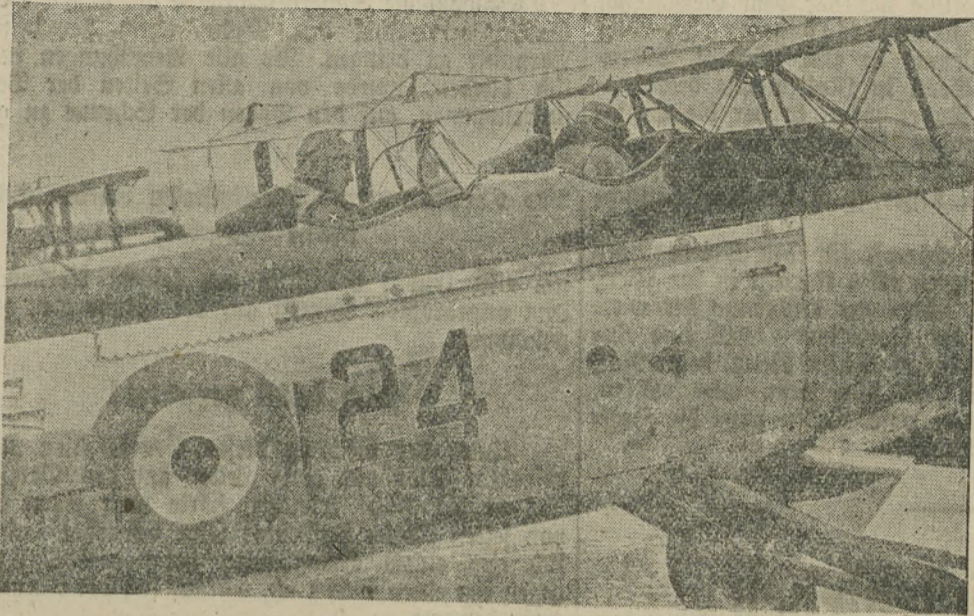
Leopold I. ist eigentlich ein sehr braver Mensch. Ohne Eltern aufgewachsen, in den erbärmlichsten Verhältnissen erzogen und sehr lange Zeit schon arbeitslos, hat er eigentlich noch nie mit dem Gesetz einen Konflikt gehabt, bis ein kleines Mädel ihn zu einer Handlung veranlaßte, die ihm nun eine Verhandlung vor dem Bezirksgerichte einbrachte.

Er schlief auf einer Wiese, auf einer Decke, aber vielleicht war es nur mehr Spaß, Leopold stand nicht auf. Da half die kleine G. die Decke in den rechtmäßigen Besitz zu bringen und schlug den jetzt angeklagten Leopold. „Scheankleter Hund!“ hats zu mir gesagt“, so verantwortete sich der wegen leichter Körperverletzung Angeklagte, er hatte darauf hin der Kleinen ein sogenanntes „Sagel“ gestellt, worauf diese so hinfiel, daß sie sich leicht verletzte und außerdem angeblich längere Zeit an Kopfschmerzen litt. Die empörten Eltern machten die Anzeige und Leopold bekam vom Gerichte 5 Schilling Geldstrafe bedingt mit einer zweijährigen Probezeit judiziert.

Im Inferieren liegt der Erfolg!

Die Chronik

Der fliegende Ministerpräsident und seine Büste.



Die englischen Minister Macdonald und Henderson waren in der vergangenen Woche in Berlin, um die Hilfsaktion für Deutschland einzuleiten. Ministerpräsident Macdonald (im Flugzeug rückwärts) kehrte auf dem Luftweg von Berlin nach London zurück. (Bild links.) — Während seines Aufenthaltes in Berlin hat die Bildhauerin Emma Cotta diese Macdonald-Büste geschaffen. (Bild rechts.) — Die Leistung ist um so anerkannter, als Macdonald bei dem dichtbesetzten Programm seiner Berliner Tage der Bildhauerin keine Sitzung gewähren konnte und die Künstlerin aus dem Gedächtnis modellieren mußte.

Eine kommunistische Spionageselle

wurde in der letzten Woche in Wien-Währing von der Polizei ausgehoben.

Im Mundfunk

hat der deutsche Reichskanzler die Welt über Ziele der deutschen Politik informiert.

Die Ausreisemilderung

für Touristen wurde von der deutschen Regierung so abgeändert, daß nur bei wenigstens einjähriger Mitgliedschaft die Ausreisefrage erlassen wird.

In 2261 Meter Höhe

auf dem Ritterhorn-Schutzhause hat beim Kartenspiel der Verkierende den Gewinner erschossen und dann durch weitere Schüsse die Hüttenwirtin und einen Touristen verletzt.

Millionen Menschen

haben große Uberschwemmungen im Hankauer Gebiet um ihr Obdach gebracht.

Eine faschistische Rede

hielt der Bezirkshauptmann von Landeck, natürlich ein Graf, Clavicini, gelegentlich Eröffnung einer Autostation am Roschenscheid.

In Rom

wurden die Vertreter der deutschen Reichsregierung freundlich empfangen. Einige Hitlerbuben, die einen

Krawall inszenieren wollten, wurden von ihrer gesinnungsverwandten Faschimiliz arretiert.

Die Berge

fordern täglich ihre Opfer. Auch das Gesäuge hat dieser Woche wieder einen tödlichen Unfall zu verzeichnen. Ein Wiener verunglückte auf dem Reichenstein. (Das neunte Todesopfer der Gesäugeberge in diesem Jahre.)

Zu Vorsitzenden

des Konstruktionsausschusses der Kreditanstalt wurden von der Regierung Dr. Giriser, Dr. Mohsing und Hofrat Stern ernannt. Daß man einen der Hauptschuldigen an dem Zusammenbruche, den Herrn Mohsing in den Ausschuß nahm, ist — österreichisch.

Die Klagenfurter

Nazifolger haben ihren bisherigen Häuptling, Ingenieur Troyer, den sie seinerzeit mit aller Gewalt als Bürgermeister durchdrücken wollten, abgesetzt.

Die Volkszählung,

die übernächsten Monat stattfinden sollte, wurde auf nächstes Jahr verschoben.

Nazi und Kommunisten

haben mit ihrem Volksentscheid eine große Niederlage erlitten. Statt der 13.131.000 Stimmen die erforderlich gewesen wären, brachten die vereinigten Hakenkreuzler und Bolschewiki nur 9.764.000 Stimmen zusammen. Damit ist dieses Attentat auf Republik

und Volkswirtschaft gescheitert. Es kam in Berlin zu großen Ausschreitungen, die auf Seite der Polizei und der Demonstranten Todesopfer kosteten.

Im jüdischen Friedhofe

zu Memel haben Hitlerbuben einundzwanzig Grabsteine umgeworfen und damit sinnfällig die Art der von den Buben vertretenen deutschen Kultur bewiesen.

Nach Amerika

muß jetzt an die Einführung der Arbeitslosenunterstützung schreiten. Man rechnet mit mindestens 10 Millionen Arbeitslosen im kommenden Winter.

Der Brandstifter

Europas, der ehemalige Außenminister Berchtold hat sein Schloß Buchlau in Mähren durch einen Brand verloren.

Der berühmte Botaniker

Dr. Richard Wettstein ist in Trins (Gschnitztal) am 10. August im 69. Lebensjahre gestorben. Er war ein großer Gelehrter und ein aufrechter Demokrat.

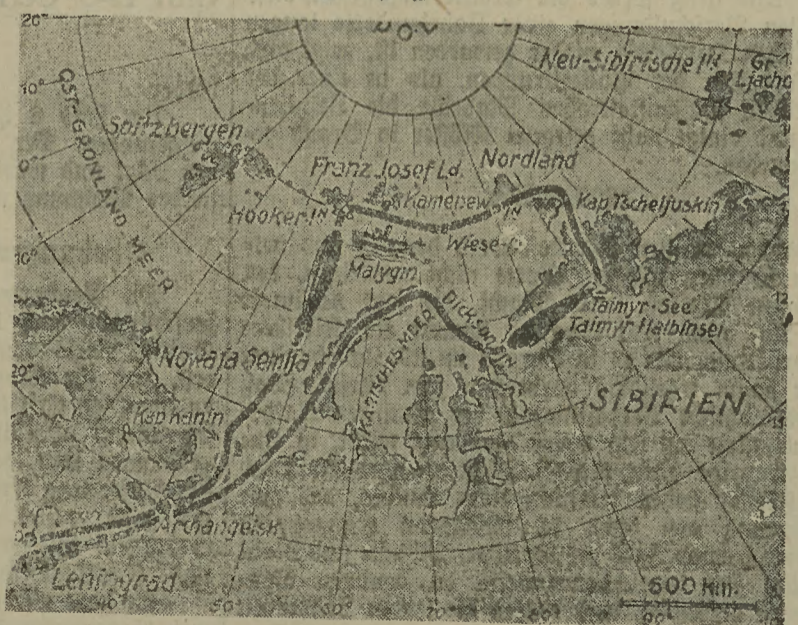
Hakenkreuzbanditen

haben gegen einen Eisenbahnzug einen Anschlag unternommen, der 75 Verletzte zur Folge hatte.

15.000 Kilogramm Chlorgas

sind aus einem Waggon in der Papierfabrik Hinterberg bei Leoben ausgeströmt. Acht Arbeiter erlitten Gasvergiftung.

Nochmals: Die Arktisfahrt des „Graf Zeppelin“.



„Graf Zeppelin“ hat seine Arktisfahrt, über deren Beginn wir vorige Woche berichtet haben, glücklich beendigt. Es hat sich gezeigt, daß das Luftschiff für die Polarforschung sehr gut verwendbar ist. Der Zeppelin flog vom nördlichen Eismeer direkt nach Berlin. Unser Bild links zeigt den Empfang der Forscher in der deutschen Hauptstadt. (1. Oberbürgermeister Dr. Sahm, 2. Kapitän Dr. Eckener, 3. Professor Samoilowitsch.) Die Karte rechts zeigt den in so kurzer Zeit zurückgelegten langen Weg.

Im Schatten des Erzberges.

Im engen Tal, in dem der Erzbach sein braunes Wasser zur Enns fñhrt, erfahren willige Menschen trñbe Tage. Das Leid der Krise wuchet doppelt auf ihnen: schicksalgebunden an einen einzigen Betrieb, der ihnen seit langem die Arbeit weigert, können sie keinen Sonderverdienst erreichen. Und dazu die Enge des Raumes, der ihre Tage begrenzt. Das Denken ist beeinflusst von der Not und der Trñbsal des langen Winters.

Im fernen Ruhrgebiet verfügen die Stahlherren über den steirischen Erzberg. Die Menschen des engen Tales fühlen es durch ihr Schicksal. Mancher hält diese Abhängigkeit für eine Strafe, die Unschuldige langsam tötet. Und sie sagen: Das Gesetz gesellschaftlichen Lebens hat Fehler, da unsere Hände feiern müssen.

Krise — hier wirkt sie mit beunruhigender Intensität. Noch vor zwei Jahren hatte der braune, massige Regelmuff eine Hülle von Erzgestein und Pulverrauch wenn Sprengung war. Nun geht seit langen Monaten bei Abschüssen nur hier und dort ein Wölken auf, dünn und bald verhaschend. Wenige Bohrhämmer treiben Pulverlöcher ins Gestein. Anmüß und ohne Feuer stehen die Schmalspurlokomotiven in den Heizhäusern, die Hunde sind zu langen Reihen auf den Halben gekoppelt. Rotbraun verstaubte Bunker lassen kaum die Vorräte an gewonnenem Erz. Die arbeitslosen Bergarbeiter schauen sie an mit Besorgnis in ihren Blicken: solange ihr solche Fülle hat, bleiben die Bohrhämmer in den Magazinen. 3500 Knappen arbeiten in guten Zeiten auf dem Braunnmüß, nun sind es 800. Aber auch diese wurden mit 31. Juli vierzehntägig gekündigt.

Betriebsgebunden an den Erzberg ist das Hochöfenwerk. Zwei Öfen rechnen ihre gelbrotten Rundenmauern empor, aber auf ihren Mündern entläßt sich kein mit Erz oder Koks gefüllter Förderwagen. Seit langem schon sind die funkeln den Lichtwellen erloschen, die jeder Abstieg ins Dunkle warf. Schwarze, hochgeschossene Röhren, so stehen die Kappern wie Trauerzeichen über einem toten Betrieb. Auf den weiten Plätzen liegt Roheisen, in rostbraunen Ziegeln zu Haufen geschichtet. Noch vor einem Jahre gingen zum Schichtbeginn ins Werk 450 Arbeiter, heute

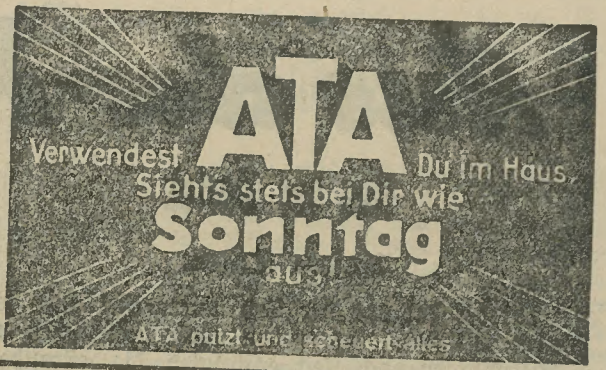
sind es sieben, die in den Betrieb gehen. Zum Hochöfen gehört die Erzröste, ihre Öfen stehen ungebraucht.

Nach allen Richtungen Vorderberg und Hieflau verkehrt nur selten mehr ein Zug. Dann und wann schiebt eine Lokomotive ein paar Personenwagen, denen etliche Güterwaggons angehängt sind. Das Zuviel an Eisenbahnern wandert ab nach anderen Stationen. Junge Bergarbeiter gehen nach auswärts, mit dem Willen nach Arbeit, die sie freilich zumeist nicht bekommen.

Die an Familie und Werkswohnung gebundenen Menschen müssen warten, bis es den Herren über Stahl und Eisen gefällt, die Hochöfen wieder unter Feuer zu setzen. Aber das Warten wird mit seiner Dauer immer unerträglicher. Zum Mangel an Kleidung kam seit langem schon das Zuwenig an Brot. Kinderlachen ist selten geworden. Die Augen der Kleinen sind ohne Leuchte und die gelbliche Haut klebt an den dünnen Knochen. Vor kurzem wurden 41 Kinder gewogen. Von ihnen waren 39 bis zu 11 einhalb untergewichtig. Das durchschnittliche Untergewicht betrug 4,58 Kilogramm.

Die Gemeinde kann nicht helfen. Sie hatte jährlich bis zu zweihundert Kinder in Erholungsheime geschickt. Noch im Jahre 1930 konnte die Gemeinde achtzig Kinder in Erholungsheimen unterbringen. Im heurigen Jahre kann sie dafür keinen Groschen ausgeben, obwohl es gerade in diesen Monaten notwendig wäre.

Die Gemeinde vermag nicht einmal Einzelunterstützungen zu bewilligen. Sie hat bis September 1930 den Bergarbeiterwitwen und den Bergarbeiterpensionisten fünf und zehn Schilling Unterstützung gegeben. Seit September kann sie es nicht mehr tun. Die Gemeinde schuldet die Lebensmittel, die für das Versorgungshaus gebraucht werden, den ganzen Brennstoff, der im vorigen Winter verbraucht wurde und auch die Lehrmittel. Zu diesen Schulden kommen die Schulden für den Hauptschulbau und die Fluterregulierung. Für die unbedingten Erfordernisse der Gemeinde sind monatlich zwanzigtausend Schilling notwendig, die Einnahmen betragen aber nur dreitausendvierhundert Schilling.



Wie wir nun hören, wurde unter dem Druck des Austrittes der sozialdemokratischen Minderheit beschlossen, den Landesmusterkeller aufzulassen.

Eine dumme Redensart.

Wer das Leben kennt, weiß genau, daß am runden Bierisch die dümmsten Redensarten geführt werden. Hier ist der Tummelplatz der geschwägigen Bierbankpolitiker. Geistiger Sechsboden der Mittelmäßigkeit.

Sitze ich da auch eines Tages mit einigen Bekannten im Gasthaus und höre teilnahmslos dem plätschernden Gespräch zu. Plötzlich reißt mich eine Bemerkung aus der dämmern den Gleichgültigkeit und zwingt mich zur Stellungnahme.

Ich höre gerade noch, wie der dünne Doktor Müller zu dem Drogisten Weber sagt, daß wir schon seit Jahren viel zu gut leben. „Sa“ — so sagte er beschwörend — „wir leben tatsächlich schon seit vielen Jahren weit über unsere Verhältnisse hinaus.“

„Stimmt, stimmt“ — so schreit die ganze Runde und nickt dem dünnen Doktor beifällig zu. Da konnte ich aber nicht mehr an mich halten und pfefferte dazwischen, daß es sich hier um die altherdumste Redensart handelte, die je am Bierisch erfunden worden ist! Alles sieht mich ärgerlich an, alles brummt, und jeder schreit, daß ich verrückt wäre.

„Schön, meine Herren“ — sagte ich kühl — „wenn Sie wirklich glauben, daß das Volk zu gut und weit über seine Verhältnisse hinaus gelebt hat, dann müssen wir dafür sorgen, daß das Volk bescheidener lebt. Dann aber auch sorgen Sie dafür, daß die Geschäfte noch weniger zu tun haben, daß noch weniger gekauft wird!“

Man sieht mich verwundert an. Was hat das Geschäft mit dem guten Leben zu tun, so lese ich in den Gesichtern der Bekannten.

Da ruft der dünne Doktor dazwischen: „Wenn wir einfacher leben wollen, dann hat das absolut nichts mit dem Geschäft zu tun. Je einfacher wir leben, desto mehr kann gespart werden und je mehr gespart wird, desto schneller kommt die so notwendige Kapitalbildung zusammen!“ Alles lauscht diesem ökonomischen Kolleg und bewundert im Stillen den dünnen Doktor.

„Von wem“ — so frage ich scharf — verlangen Sie, daß er sparen soll? Vom Arbeitslosen? Vom Wagensfahrerpächter? Vom Arbeiter, der mit ein paar Schilling Wochenlohn eine Familie mit vier Kindern erhalten und ernähren soll? Oder verlangen Sie von den Generaldirektoren, daß sie bescheidener, einfacher leben?“ Betretenes und verlegenes Schweigen legt sich über die Runde am Bierisch. Bis der Metzgermeister Franz die Sprache wiederfindet und lärmend dazwischen schreit: „Und doch ist es so, daß das Volk besser lebt, als es ihm zukommt. Daß es nicht weiß, daß es völlig verarmt ist und sich keinen Luxus mehr leisten kann!“

„Das sagen Sie“, so wende ich mich an den Metzgermeister, „der Sie geradezu darauf angewiesen sind, daß das Volk, die breite Masse in Scharen zu Ihnen kommt, um Wurst und Fleisch zu kaufen! Soll das Volk einfacher leben und damit bei der Wurst anfangen? Was sagen Sie als Metzgermeister dazu, wenn die breite Masse Ihren Rat befolgt und noch einfacher, das heißt also, noch ärmlischer lebt?“

Herr Franz blieb mir die Antwort schuldig! Alle blieben sie mir die Antwort schuldig, als ich sagte, daß keine Redensart je so dumm gewesen wäre, wie die, daß es dem Volke zu gut geht und daß es noch einfacher leben müßte, wo es doch schon seit Jahren hungert.

Verabschiedend sagte ich noch: „Wenn Sie, meine Herren, die Sie lauter Geschäftsleute sind, die Krise beheben wollen, dann sagen Sie nicht, daß das Volk zu gut lebt. Wenn es nämlich noch einfacher leben soll, dann treten Sie als Geschäftsleute für einen weiteren Konsumrückgang ein und vermehren damit die Krise und die — Pleiten!“

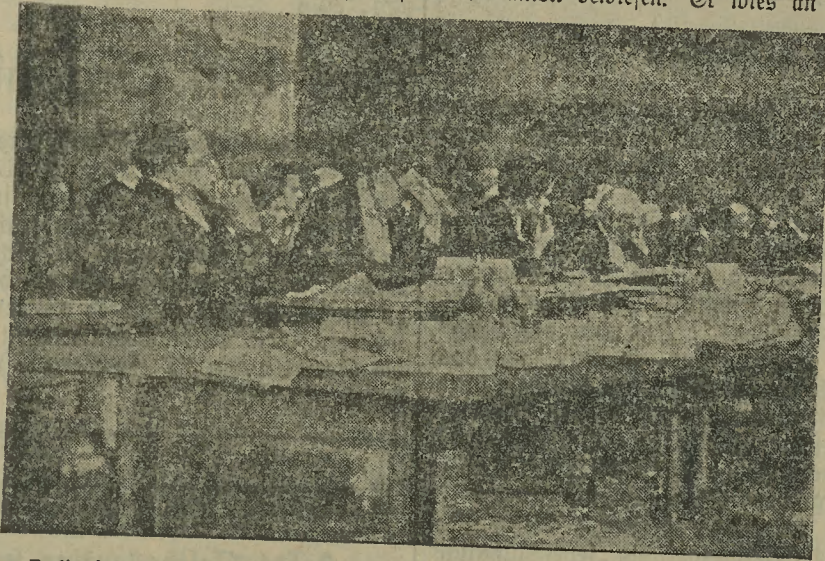
Mit langen Gesichtern blieben die beschränkten Schwäger zurück und konnten einmal die dümmste Redensart, die jetzt kursiert, auf ihre Richtigkeit und vor allem auf die Folgen prüfen, die entstehen, wenn sie realisiert würde!

Dann ging der Pleitegeier noch mehr um! Wir lebten bisher nicht zu gut, sondern zu schlecht! Das ist die Wahrheit!

Kdr.

Noch keine Entscheidung über die deutsch-österreichische Zollunion im Haag.

Wir haben vorige Woche berichtet, daß der internationale Gerichtshof im Haag zusammengetreten ist, um über die Zulässigkeit der Zollunion zu entscheiden. Die Verhandlungen dauern noch an. Der Vertreter Österreichs, Professor Dr. Kaufmann, hat in einer großen Rede das Recht auf die Zollunion bewiesen. Er wies an der Hand von Bei-



spielen nach, daß eine Zollunion keineswegs die Aufgabe der politischen Unabhängigkeit bedeuten müsse. Gerade durch die Zollunion werde die Unabhängigkeit gesichert. Außerdem sei ja der Unionsvertrag jederzeit kündbar. — Unser Bild zeigt einen Teil des Verhandlungsraumes, die Plätze der französischen und italienischen Vertreter. Von links nach rechts: Pitetti (Italien), Pilotti (Italien), Fouque du Parc (Frankreich) und Boncour (Frankreich). Das Bild zeigt deutlich ihre sorgenvollen Gesichter. Sie haben es halt schwer, gegen das Recht anzukämpfen.

Der Landesmusterkeller wird liquidiert.

Wir haben vor einigen Monaten die skandalösen Zustände im niederösterreichischen Landesmusterkeller aufgedeckt. Der Landesmusterkeller, der seinerzeit gegründet worden ist, um den heimischen Weinbau zu fördern und ihm das Absatzgebiet zu sichern, ist seine Aufgabe in keiner Weise nachgekommen. Er hat ausländische Weine in großen Mengen gekauft, die jetzt noch in den Kellern liegen. Die kaufmännische Gebahrung ließ alles zu wünschen übrig. Es war eine große Korruptions- und Protektionswirtschaft eingetrisen, die das Land Niederösterreich finanziell schwer schädigte. Endlich raffte man sich auf und setzte eine neue Leitung ein.

Der neuen Verwaltung wurde eine Frist von sechs Monaten gestellt, in der sie nachweisen sollte, ob das Unternehmen erhalten werden kann. Die Sozialdemokraten, die schon in der alten Leitung in einer verschwindenden Minderheit waren, blieben

auch in der neuen Leitung in der Minderheit. Auch die neue Verwaltung hörte nicht auf die Vorschläge der Sozialdemokraten, und jetzt, nach sechs Monaten, muß festgestellt werden, daß es im niederösterreichischen Landesmusterkeller um nichts besser geworden ist.

Die Rohbilanz für das erste Halbjahr 1931 weist einen Abgang von 84.000 Schilling auf. Nach einer anderen Aufstellung aber soll der Abgang, wie in einer Verwaltungsratsitzung am 5. Juli mitgeteilt worden ist, gar mehr als 200.000 Schilling betragen.

Die Sozialdemokraten haben sich daher veranlaßt gesehen, aus der Landesmusterkeller A.G. auszuschneiden. In einem Schreiben an den Präsidenten Blauensteiner teilen die sozialdemokratischen Mitglieder des Exekutivkomitees, des Verwaltungsrates und des Aufsichtsrates mit, daß sie zu der Geschäftsführung kein Vertrauen mehr haben und daher ihre Funktionen niederlegen. Nach ihrer Ansicht gebe es, um jede weitere Schädigung des Landes hintanzuhalten, nur eine Möglichkeit, den Landesmusterkeller ehestens zu liquidieren.

